III. Jahr Heft 18

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

L. E. Tesar: Gedanken / Georg Trakl: Unterwegs / Will Scheller: Über die Wirkung des Dichters / Carl Dallago: Verfall der Geschlechter / Fritz Lampl: Der Gral / H. Janowitz: Sternbegegnung
Rundfrage über Karl Kraus

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 he. vorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. Juni 1913 Heft 18

Gedanken / von L. E. Tesar

Warum sind die beredtesten Verkünder des Familienfriedens die unbeirrtesten Junggesellen? Warum die rücksichtslosesten Preiser der Freiheit die Verheirateten?

Ich schreibe diese Fragen nicht des Scherzes halber; ich denke an durchaus ernste Männer. Das Junggesellentum von Leon Battista Alberti und von Michelangelo war nicht zufällig. Es entsprach ganz dem Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit gegen die Pflichten, welche sie von der Vorsehung sich auferlegt hielten. Es gab ihnen allein die Möglichkeit, ihre Architektur aus sozialem Verständnis und sozialer Empfindung heraus zu schaffen. Und doch — Alberti war ein kaum zu überbietender Lobredner des guten, für die Kinder sorgenden Vaters und der geordneten Familie, Michelangelo bekümmerte sich — Beethoven ähnlich — mit liebevollem Eifer um die Verheiratung seines Neffen und den Wohlstand dessen Hauses. Und Michelangelo malte als Mittelbild auf die Decke der Sixtina die Einsetzung der Ehe. Er malte in ihr, im Gegensatz zu seinen übrigen Darstellungen, Gottvater als altweisen Greis, der das Weib aus der Rippe des Mannes nicht als dessen Spielzeug, sondern als dessen Gehilfin schafft. Tolstoi hingegen, der vor der Ehe als einem Fall aus den freien Möglichkeiten in materielle und moralische Beengung warnt, der die freie Gestaltung des inneren Selbst als des Menschen

einzige Aufgabe behauptet, blieb bis zu seinem Tod verheiratet. Er floh seine Familie, aber er schnitt sie nicht von sich ab.

Ist der Streit nicht nur der Vater der Dinge; ist er auch jener der Erkenntnis? Müssen wir entweder die Dinge zu Erscheinungen des Hirns besiegen oder an ihnen zugrunde gehen?

*

Der hinkende Leib erregt das Mitleid des gemeinen Mannes, der hinkende Geist seine Angst. Die Gewohnheit überhebt ihn jeder Ueberlegung, ob seine geraden Glieder tatsächlich die „Norm" vorstellen. Er läßt sich von seinen Gliedern gebrauchen. Und deren Instinkt irrt umso weniger, je kräftiger der Reiz ist. Sie regen sich darum am freiesten in den geschlechtlichen Umarmungen. Die leiblichen Instinkte des Mannes sind häufig Masseninstinkte. Geistig aber muß jeder Mann sich selbst gebrauchen. Die geistigen Mengeninstinkte versagen umso eher, je tiefere Klüfte sie überbrücken sollen. Von den Brüdern verlassen, wird daher der gedanklich Beschränkte vor geistigen Normwidrigkeiten befangen. Tanz erscheint ihm Stolpern; Stolpern erscheint ihm Tanz. Er bangt für die geringen Spuren schöpferischer Möglichkeit, die er in sich spürt. Er beneidet verdrießlich die scheinbare Sorglosigkeit des Widerspruches, dem er im Leben oder in der Kunst begegnet. Er verketzert den Geist, der dort reagieren kann, wo seiner ausweicht, oder er imitiert dessen Gebahren.

Das Weib wird durch den geistigen Widerspruch nicht verwirrt; es lacht über ihn oder erklärt ihn durch Milieueinflüsse.

*

Das Weib, das seine Anlage zur Mutter bestimmt hat, braucht die Entkleidung vor dem Mann; aber es scheut sie. Denn es entwaffnet sich in ihr. Es ist nackt Siegerin

nur vor dem nackten Mann und auch dieses bloß bis zum Vollzug des Aktes. Es fällt als entkleidetes Weib aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit, aus der Hoffnung einer Lust in die Wahrscheinlichkeit der Qual. Der Akt ist die höchste, jedoch auch die letzte ihrer jungfräulichen Wonnen. Aus der Ungeschwängerten wird die Mutter, die sächlich keusche Hüterin des Werkes Kind.

Dem Weibe, das nach der Mutterwerdung begehrt, ist der Mann das Mittel, selbst Mittel zu werden. Die Mutterssehnsüchtige liebt im Manne schon das Kind, niemals, als Muttergewordene, im Kinde den Mann. Obwohl das viele meinen.

Der Mutter weibliches Widerspielt scheint die Hetäre.

Die Hetäre siegt bereits durch die Entkleidung. Ihre Stärke liegt im Enthüllen, denn sie öffnet ihre Kleider nur der Stimme ihrer Selbst-Bewußtheit, nicht jener der Nachwuchs heischenden Art. Der Hetäre ist der Akt kein Uebergang. Er ist ihr Empfindung immerwährender Jungfräulichkeit — stets bleibt sie dem Umarmenden ein im tiefsten Grunde Feindliches, Unberührbares, eine bloße Möglichkeit; er ist ihr aber auch stärkstes mütterliches Tun — sie gebiert in den Mann hinein. Sie besiegt den Mann vor und nach dem Akt. Die Kinder, die in ihm geworden, sind höherer Art als jene, die sein Same aus ihrem Schoß holen könnte. Dem Hetärencharakter widerstreitet nicht die Notwendigkeit des Schutzmittels gegen die leibliche Befruchtung, wohl aber der Ekel vor dessen Gebrauch.

Niemals wird die waltende Hetäre den Mann und seine Tätigkeit zu effeminieren suchen. Sie müßte sich dadurch selbst verneinen.

Die Hetäre ist die gezähmte Nachkomme der Amazonen wilderer Zeiten. Der kluge Theseus besiegte die letzte der unbändigen Amazonen und unterwarf sich der Liebe zu Phädra, der ersten der wechselgierigen Hetären. Die Ama-

zonen zielten mit Schwert und Speer nach dem Leben der Männer, die Hetären zielen danach mit den Freuden des Bettes. Jedes Weibes werkgeschwinder Begleiter ist der Tod. Der deutsche Maler Hans Baldung Grien verkümmerte diese Erfahrung zu tendenziös moralischen Bildchen.

Die Hetäre ist bereit, skrupellos die Welt zu opfern, wenn es die Befriedigung ihres Leibes erforderte, die Mutter, wenn es die Rücksicht auf ihr Kind geböte. Der Altruismus liegt beiden gleich fern.

Vielleicht aber sind Mutter und Hetäre, die Gegensätze, Eines. Die gewaltigen Offenbarungen des gebenden und zerstörenden Werdens.

*

Die „Warum"-Frage nach der logisch kausalen Verknüpfung der Erscheinungen entspringt dem Herdentrieb. Eignet sie nicht allen Erwachsenen, welche Bedürfnis nach gesellschaftlichem Anschluß tragen? Durch Ausdehnung der Sätze des ausgeschlossenen Widerspruches und des Zusammenhanges von Grund und Folge vom Gebiet des logisch Denkbaren auf den gesamten Bereich des Lebendigen, wollen sie sich und andere von der Nichtexistenz der Irrationalitäten überreden; denn diese gefährden die Verbände. Sie gleichen Schiffern, welche die Stürme Ammenlügen heißen, weil sie bloß die ruhigen Meere befahren.

Die scheinbar oberflächliche Genügsamkeit des einzelnen Menschen: „die Erscheinung „ist"", wurzelt in den Tiefen eines unersättlichen: „„Ich" bin". Der Einzelne benützt höchstens logische Wegweiser im Spiele seiner Gedanken. Und die nur deshalb, das Interesse der Umwelt, deren Berührung er praktisch nicht ausweichen kann, an grammatischen Schablonen zu beschäftigen und von sich abzuleiten und durch die Fragen der Umwelt in der Ichbewegung nicht gestört zu werden.

Das Warum des Kindes ist eigentlich ein bittendes

Grübeln, mehr schauen zu dürfen. Kein Verlangen nach logisch geregelten Sätzen. Die Kinder führt an die Dinge und zueinander die begehrende Phantasie. Sie sehen dort Schluchten und Berge und Höhlen, wo der Erwachsene einen kleinen Haufen grünen Sandes wahrzunehmen sich einbildet. Dichter können mit Kindern sprechen. Frauen scheinen es imstande, weil ihre Verstellungskunst ihnen hilft.

*

Ist der Tuende und der Gestaltende je einsam? Fällt seine Tat und sein Werk nicht stets den anderen zu? Kreißt er nicht manchmal dem Weibe gleich in Wehen? Des Weibes Erlebnis aber ist an die Gemeinschaft mit dem anderen gebunden. Und der Schauende? Der sich vom Beschauenden zum Erschauenden und Durchschauenden gewandelt? Ist er einsam geworden? Zehrt er das, was um ihn ist, auf, um es nur als seinen Teil zu empfinden? Oder versinkt alles um ihn? Versinkt in des Wortes greifbaren Sinn. Wir heißen es Wunder, wenn der Rabe des Himmels dem heiligen Einsiedler in der Wüste das Gnadenbrot bringt; aber ist dieser Himmel und dieser Rabe und diese Gnade nicht der Heilige selbst und nur wir sind unheilig genug, einen Vorgang in Ursache und Wirkung geteilt wahrzunehmen, der sich für den von ihm Betroffenen innerhalb des geschlossenen Rahmens seines Ich abspielt. Liegt nicht der Geist des Einzelnen in sich zusammengerollt, eine riesige Schlange, deren Anfang und Ende die Umstehenden niemals erblicken, deren Zuckungen sie aber verspüren, weil der gewaltige Leib auch durch sie seine Schlinge gelegt hat.

*

Die Nachwelt verteilt die großen Könige, die großen Gesetzgeber, die großen Heiligen an die Zeiten, welche sie gesucht haben. Sie kümmert sich nicht darum, ob jene Großen wirklich gelebt haben oder nicht. Ihr genügt, daß sie hätten leben sollen. Daß viele nach ihnen gerufen. Und darum

glaube ich, daß wir, die wir fortwährend nach dem großen Religionsgründer ausblicken, dieser selbst sind. Jahrhunderte nach uns mögen auf einmal Evangelien vorhanden sein, in denen die Worte stehen, welche die Suchenden unter uns gesprochen. Die Suchenden sind nicht solche, die aus dem Suchen ein Gewerbe machen; es sind jene, die in den Stunden des Zweifels und der Verzweiflung von den anderen fortgehen. Ich glaube, in diesem Evangelium wird gewiß der Satz von Jacobsen stehen: „Du sollst nicht gerecht sein gegen ihn; denn wohin kämen die Besten von uns mit der Gerechtigkeit; nein aber denke an ihn, wie er die Stunde war, da du ihn am tiefsten liebtest."

*

Dem einzelnen Menschen tritt die heutige Gesellschaft nicht als eine Erscheinung höherer Art entgegen. Sie erhebt ihn nicht, während er sich ihr hingibt. Die Gesellschaft in allen ihren Formen, der des Vereines, der industriellen Gesellschaft, des Staates, ist ein Wesen, welches durchaus bloß *neben*, nicht *über* dem einheitlichen Menschen steht. Ihre *Teile* sind jedenfalls unter ihm, dem *Ganzen*. Die Gefahr der Gesellschaft besteht aber gerade darin, daß sie durch ihre Machtmittel auch die innerliche Freiheit des Selbst zu verkrüppeln strebt. Sie identifiziert sich mit „Menschheit" und macht diese so zu einem Schlagwort oder zu einer rein summarischen Uebersicht. Sie, die immer — auch als Staat — nur eine „Unternehmung" zugunsten weniger Mächte ist — seien diese kapitalistische Kräfte, seien sie bestimmte animalische Triebe — hat jedoch nicht nur den Menschen um die Menschheit betrogen, sie hat auch aus den Erlebnissen des Mannes die Leidenschaft „Vaterland" gestrichen.

*

Die Gesellschaft ist eine materielle Konvention. Daß ihre Teilnehmer bereit sind, sich für sie zu schlagen, beweist nichts. „Der Wert einer Sache kann nicht beurteilt werden nach

dem, was der Mensch dafür tut. Der Mensch rührt oft der heiligsten Sache zu Liebe keinen Finger, und läßt sich für einen Pfifferling totschlagen."

Die Ursache der Revolutionen ist ein Rechenfehler derer, welche den Besitz haben. Sie übersehen, daß jene Sittengesetze, die sie für den Verkehr untereinander festgelegt haben, für den nicht taugen, welcher das Milieu „Besitz" nicht kennt. Eigentum braucht nicht Diebstahl zu sein, aber Diebstahl ist für den Nicht-Besitzenden oft Eigentum.

*

In bitteren Stunden scheint es einem, Europa sei reif für den Schnitt. Es fristet zu sehr sein ruhiges Leben durch jämmerliche Ersatzmittel. Dient doch auch vieles von dem, was sie wissenschaftliche Erziehung, Aufklärung heißen, bloß dazu, den Begehr der Ausgeschlossenen und Enterbten nach Brot, Spiel, Freiheit zu täuschen. Mit den unkörperlichen flüchtigen Kopien der stereoskopischen Panoramas, der Skioptikonbilder und der Kinemas suchen sie die Nichtbesitzenden über den Mangel des Originals zu trösten, dessen Erlebnis sie ihnen durch die gesellschaftliche Ordnung verwehren. Warum wundern sie sich dann wegen des Ekels, der die Vermögenslosen, die unbegüterten Intellektuellen voran, ergreift? Wird deren Leib nicht unnatürlich von den Empfindungen erhitzt, für die kein Wirkungsfeld da ist, weil sie durch die Sehnerven in einen Körper dringen, der zum Erlebnis nicht Zeit und nicht Raum hat. Je schärfer der Kontrast zwischen Haben und Wollen wird, desto verwickelter werden die Maschinen, welche die Täuschung besorgen. Was wird dem Kinematographen folgen? Was dem Grammophon? Nicht klein und nicht gottlos wäre einer, der wünschte, Europas Erde möge endlich unter den Sohlen und Hufen asiatischer und halbasiatischer Horden zittern, die uns niederzustampfen kommen. Die Surrogate und die Geprellten und die Betrüger.

*

Ich habe Andersens Märchen vom Bischof auf Börglum gelesen. Andersen segnet die neue Zeit. „Auf deinem strahlenden Grunde schweben die finsteren Sagen aus den harten, den strengen Zeiten vorüber.“ Warum das überhebende Lob? Weil der Tod früher am Strande und auf der Landstraße mit schweren Rudern und scharfen Schwertern hauste. Die Leute scheinen wenigstens gewußt zu haben, woran sie waren. Heute schleicht der Tod zwischen uns wie ein unschuldiger Freund. Von den trockenen Lippen seines weltklugen Antlitzes fallen im eintönigen Takt die Wörter „Humanität“ und „Fortschritt“ und wiederum „Humanität“ und „Fortschritt“. In deren Namen küßt er uns und erdrückt er uns. Die neue Zeit, welche die Gelehrten seit vierhundert Jahren zählen, schlägt mit jeder Entdeckung und jeder Erfindung eine Fessel um die Glieder der Menschen ohne Einfluß und Gut und Geld. Wir sterben seit vierhundert Jahren, und sie trösten uns stets von neuem, daß es unseren Kindern besser gehen würde. Wir aber haben die Kraft nicht mehr zu Kindern.

*

Der Bürgermeister einer großen europäischen Hauptstadt sagte im Bankett, das ihm zu Ehren der Gemeinderat einer anderen großen Hauptstadt gab, die jener mit vielen Freunden besuchte:

„Wir müssen uns vor Augen halten, daß, bevor die Menschen uns zu Bürgern gemacht haben, Gott uns zu Menschen machte, daß durch das Unrecht, das dem einen zugefügt wird, alle anderen mitbetroffen werden. Das sind Sklaven niederster Sorte, die das Rechtlichkeitsgefühl nur für sich selbst in Anspruch nehmen und nicht für das ganze Volk.“

Der Bürgermeister, der so gesprochen hatte, war Großkapitalist. Er schreckte, sein Kapital zu erhalten, nicht vor der Verurteilung aller jener Intellekte zurück, welche das

Geschick hatten arm geboren zu werden und in der Umbung reicher Ignoranten sich nicht anders vor der Ermordung und dem Selbstmord bewahren können als durch die Betonung und Ausreifung und Härtung ihres Ich. Das Bankett, bei welchem der Bürgermeister redete, kostete der Stadt, die er besuchte, hunderttausende Kronen, gleichzeitig herrschte in der Stadt Lebensmittelteuerung und Wohnungsnot.

*

Die Vielen der Gegenwart können nicht ablassen, sich mit den Einzelnen der Vergangenheit zu messen. Das verzerrt die historische Perspektive. Vergleiche man die Handlungen, die Geschäfte, das Milieu, die Stimmung, die Wünsche, die Freuden, die Klagen, die Langweile, die Eitelkeit der Menge zur Zeit der Romantiker oder der Renaissance mit jener von heute, es wäre kein Unterschied zu spüren. Diese Aeußerungen bleiben sich gleich. Sie zeigen nicht Fortschritt, noch Rückschritt.

Dem Helden darf nur der Held antworten. Der Troßbube, welcher dem lebenden Helden ausweicht und sich dem toten vergleicht, kann sich leicht bedeutender als dieser dünken. Sieht er ihn doch nicht mehr imstande, die Suppe zu löffeln oder eines Weibes Leib zu besteigen, und findet er doch dessen Haut von Narben zerschunden, während die seinige glatt ist, inwendig und auswendig.

*

Der Grundgegensatz in der Welt ist Einheit und Vielheit, daher auch Ich und Gesellschaft.

Der Einzelne kann nicht die Gesellschaft zu nichts zusammendrücken. Verschwände die Gesellschaft, wie könnte jener noch ein „Einzelner" sein? Die Reibungsfläche zwischen Gesellschaft und Einzelmensch ist das Grab, aber auch der Same des Ich. Indes: die Gesellschaft kann ebensowenig die einzelnen Menschen überwinden, so daß diese

nicht mehr sind. Es leistet wahrlich jener die größere soziale Tat, welcher das Ich, als selbständiges Wesen, neben der Gesellschaft betont, denn jener, welcher das Ich spurlos in die Gesellschaft einordnet. Wo wäre Bewegung, wo Kampf, wenn der eine der Kämpfer nicht in die Schranken gelassen wird?

*

Die Reibung ist für den, der sich der Wörter der exakten Wissenschaft befleißt, alles und nichts. Sie ist nichts, denn die wissenschaftlichen Logiker lassen sie aus ihren Systemen als einen — wie sie uns versichern — belanglosen, bloß störenden Nebenumstand beiseite; sie ist alles, denn die gleichen Logiker nennen Reibung die unbekannte, doch willfährige Ursache, warum keiner der wirklichen Vorgänge den Sätzen ihrer mechanischen Systeme entspricht. Schon der Lehrer in der niederen Schule erklärte mir die Nichtübereinstimmung der Versuche mit seinen Formeln und jenen des Buches als eine Folge der Reibung. Er sprach von der mit geringschätzigem Ausdruck. Später ging's mir nicht anders. Die Lehrer und die Wissenschaftler, mit denen ich zu tun hatte, die Bücher, die ich las, sie alle versicherten mir am Beginn ihrer Gespräche und Seiten, die Reibung sei nur ein letzter Rest Unreinlichkeit, der der Welt noch anhafte, ehe sie die Verklärtheit der Systeme erreiche. Am Ende der Gespräche und Seiten bemerkten sie dann leichthin, daß ohne Reibung freilich die Möglichkeit jeder Bewegung, jedes Höhenunterschiedes aufhören müßte. Daß ohne Reibung die Menschen nicht gehen könnten, die Häuser auseinander fielen, die Berge zu Ebenen zerrutschten. Daß ohne Reibung ein allgemeiner Brei entstünde, das Leben endete. Und ich erkannte, daß die Reibung die Bedingung des Lebens sei. Erkannte, daß weder das Leben noch dessen Bedingung in den logischen Systemen einen Platz finde. Daß diese Systeme eine Welt beschrie-

ben, die niemals existieren konnte, sondern nur imstande sei in einen Brei zu zerfließen.

Reibung — sie benützen dieses Wort als eine spanische Wand, um der Welt zu verbergen, daß sie den Mann nicht stellen können, wenn die Fülle des Lebens Umarmung heischt.

Es ist mit der Mechanik und ihren reibungslosen Systemen ähnlich beschaffen wie mit der Logik und deren Systemen. Ihre Gültigkeit endet dort, wo das Leben anfängt. Bei der Reibung. Denn diese ist nicht nur die unerläßliche Bedingung der Bewegung und des Gleichgewichtes im Kräftespiel toter Körper; sie auch, als gegenseitige Reibung der Persönlichkeiten, gibt erst den Individuen den Wert und das Bewußtsein des Selbst, das Gefühl des Lebendig-Seins. Der Organismus, der nicht mehr fähig ist, sich an einem zweiten und dritten und mehrten — sei dieser menschlich oder nicht menschlich — zu reiben, ist tot.

Ich habe mich aber zu hüten, die Reibung als einen Götzen, als ein Etwas auszugeben, das außer den Organismen irgendwo sei und weste. Der Organismus ist nicht tot, weil die Reibung von ihm fortgegangen ist. Sondern, weil er tot ist oder sterben will, ist er zur Reibung nicht mehr fähig. Das Bild von der Reibung ist indes ein gutes Bild. Denn es erinnert mich an zwei Holzstücke, die an einander gerieben das Feuer geben. Das sonnenähnliche Feuer. Es erinnert mich auch, daß dieses Feuer die Holzstücke verzehrt. Sie gehen früher zugrunde, als wenn sie ohne einander zu berühren liegen geblieben wären. Doch wären sie dann auch, feuerlos, vermodert oder versteint.

Es ist heute dem Menschen nicht mehr schwer, sich jenseits der reibungslosen Systeme der Mechanik zu stellen, wenn er in die Natur dringen, sie durchschauen will. Er muß sich aber auch angewöhnen, sich jenseits der Logik zu stellen, wenn er das Leben erkennen oder zu erkennen versuchen will. (1912)

Unterwegs / von Georg Trakl

Am Abend trugen sie den Fremden in die Totenkammer;
Ein Duft von Teer; das leise Rauschen roter Platanen;
Der dunkle Flug der Dohlen; am Platz zog eine Wache auf.
Die Sonne ist in schwarze Linnen gesunken; immer wieder kehrt dieser vergangene Abend.
Im Nebenzimmer spielt die Schwester eine Sonate von Schubert.
Sehr leise sinkt ihr Lächeln in den verfallenen Brunnen,
Der bläulich in der Dämmerung rauscht. O, wie alt ist unser Geschlecht.
Jemand flüstert drunten im Garten; jemand hat diesen schwarzen Himmel verlassen.
Auf der Kommode duften Aepfel. Großmutter zündet goldene Kerzen an.

O, wie mild ist der Herbst. Leise klingen unsere Schritte im alten Park
Unter hohen Bäumen. O, wie ernst ist das hyazinthene Antlitz der Dämmerung.
Der blaue Quell zu deinen Füßen, geheimnisvoll die rote Stille deines Munds,
Umdüstert vom Schlummer des Laubs, dem dunklen Gold verfallener Sonnenblumen.
Deine Lider sind schwer von Mohn und träumen leise auf meiner Stirne.
Sanfte Glocken durchzittern die Brust. Eine blaue Wolke
Ist dein Antlitz auf mich gesunken in der Dämmerung.

Ein Lied zur Guitarre, das in einer fremden Schenke erklingt,
Die wilden Hollunderbüsche dort, ein lang vergangener Novembertag,

Vertraute Schritte auf der dämmernden Stiege, der Anblick gebräunter Balken,
Ein offenes Fenster, an dem ein süßes Hoffen zurückblieb —
Unsäglich ist das alles, o Gott, daß man erschüttert ins Knie bricht.

O, wie dunkel ist diese Nacht. Eine purpurne Flamme
Erlosch an meinem Mund. In der Stille
Erstirbt der bangen Seele einsames Saitenspiel.

Laßt, wenn betrunken von Wein das Haupt in die Gosse sinkt.

Über die Wirkung des Dichters / von Will Scheller

An einem Samstag des Jahres 1828, gegen Mittag am 11. Oktober, fand sich Herr Johann Peter Eckermann etwas früher als gewöhnlich im Hause des Herrn Geheimen Rats von Goethe ein, um sich mit diesem, ehe die übrigen Gäste kamen, noch ein wenig über einen höchst würdigen Aufsatz zu bereden, den der schottische Schriftsteller Carlyle über den ersten Dichter im gegenwärtigen Deutschland soeben veröffentlicht hatte. Goethe war in besonders heitrer Stimmung, und das Gespräch kam bei dem Interesse, das der Gegenstand in Beiden erweckte, sogleich in Fluß. Im Verlauf dieser Unterredung aber zog der Verfasser des „Meister" den jungen Doktor der Philosophie in ein Fenster und sagte folgende Worte zu ihm: „Liebes Kind, ich will Ihnen etwas vertrauen, das Sie sogleich über Vieles hinweghelfen und das Ihnen lebenslänglich zugute kommen soll. Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches suchen

und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind". Hier kam eine junge Dame dazwischen und machte der denkwürdigen Diskussion ein Ende, aber J. P. Eckermann hörte bei Tische nichts von dem, was gesprochen wurde, denn die Worte Goethes nahmen seine Besinnung noch ganz gefangen und hielten ihn in weiter Entfernung von der Umwelt. Freilich, dachte er, ein Schriftsteller wie Er, ein Geist von solcher Höhe, eine Natur von so unendlichem Umfang, wie soll der populär werden! Kann doch kaum ein kleiner Teil von ihm populär werden, kaum ein Lied, das lustige Brüder und verliebte Mädchen singen, und das für andere wiederum nicht da ist! Und, recht besehen, ist es nicht mit allen außerordentlichen Dingen so? Ist denn Mozart populär? Und ist es denn Rafael? Und verhält sich nicht die Welt gegen so große Quellen überschwenglichen geistigen Lebens überall nur wie Naschende, die froh sind, hin und wieder ein Weniges zu erhaschen, das ihnen eine Weile eine höhere Nahrung gewähre?

Ja, fuhr er in Gedanken fort, Goethe hat recht. Er kann seinem Umfange nach nicht populär werden, und seine Werke sind nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind. Sie sind im Ganzen für betrachtende Naturen, die in die Tiefen der Welt und Menschheit zu dringen wünschen und seinen Pfaden nachgehen. Sie sind im Einzelnen für leidenschaftlich Genießende, die des Herzens Wonne und Weh im Dichter suchen. Sie sind für junge Poeten, die lernen wollen, wie man sich ausdrücke und wie man einen Gegenstand kunstgemäß behandle. Sie sind für Kritiker, die darin ein Muster empfangen, nach welchen Maximen man urteilen solle und wie man auch eine Rezension interessant und anmutig mache, sodaß man sie mit Freuden lese. Seine Werke sind für den Künstler, weil sie ihm im Allgemeinen den Geist aufklären und er im Besonderen aus ihnen lernt,

welche Gegenstände eine kunstgemäße Bedeutung haben, und was er danach darstellen solle und was nicht. Sie sind für den Naturforscher, nicht allein, weil gefundene große Gesetze ihm überliefert werden, sondern auch vorzüglich, weil er darin eine Methode empfängt, wie ein guter Geist mit der Natur verfahren müsse, damit sie ihm ihre Geheimnisse offenbare. Und so gehen denn alle wissenschaftlich und künstlerisch Strebenden bei reichbesetzten Tafeln seiner Werke zu Gaste, und in ihren Wirkungen zeugen sie von der allgemeinen Quelle eines großen Lichtes und Lebens, aus dem sie geschöpft haben.

Johann Peter Eckermann hörte nichts von den Reden, die bei Tische hin und wieder gingen, er verkroch sich ganz in dieses Labyrinth von Gedankenzügen, die ihn weiter und weiter ablockten von dem muntren, gegenwartfröhlichen Niveau der Mittagsgesellschaft. Er dachte an verschiedene Menschen deutscher Nation, an würdige Künstler der Farbe und des Marmors, an Naturforscher, Dichter und solche, die das Geschaffene beurteilen und in seinem inneren Wert festzustellen suchen, und fand, daß alle, die er meinte, einen beträchtlichen Teil ihrer Lebensbildung Goethe zu verdanken hätten. Und ihm fielen geistreiche Italiener ein, Franzosen und Engländer, die auf das Genie der Deutschen blickten und in seinem Sinne zu handeln trachteten. Johann Peter Eckermann empfand mit einem gelinden Schauer, wie er einer Mitte zunächst saß, von der kulturtragende Wellen in die Zukunft hinausschlugen, und so kam es, daß er törichte Antworten gab auf die Fragen, die an ihn gerichtet wurden, und daß man ihn auslachte, als er mühsam die Brücke zur Gegenwart zurückfand. Aber Goethe wußte ihn mit Worten verstellter Liebe zu trösten und ihn so mit neuen, mächtigen Banden an sich zu fesseln.

Die Gedanken, welche sich der Doktor der Philosophie Joh. Peter Eckermann über die stolz resignierenden Worte

Goethes machte und die er dann später mit allem schuldigen Respekt den Gesprächen einzureihen nicht vergaß, können auch heute, in Tagen, welche denen der Goethezeit so unähnlich sind, wie man nur zu denken vermag, wenigstens anregen, die Wirkung der Dichter im allgemein menschlichen Leben allgemein menschlich zu betrachten. Aber es ist nötig, dabei zu ihrem Ursprung zurückzukehren und in den beziehungsreichen Worten Goethes den Prüfstein dessen zu sehen, was im Laufe einer solchen Meditation irgend herauskommen kann.

Doktor Eckermann hat zu gleicher Zeit Recht und Unrecht. Zwar spricht er nur von Goethe, aber es ist doch zu sagen, daß immer, was von Goethe gilt, in einem ähnlichen und essentiell nicht verschiedenen Maße auch auf diejenigen Dichter anzuwenden ist, die man gemeiniglich klassische Schriftsteller nennt. Die Bezeichnung klassisch ist für solche Künstler geschaffen, von denen man einer allseitigen Ausbildung ihrer Persönlichkeit und entsprechenden Gestaltung ihrer Werke mit Erfahrung sich bewußt ist und die vermittelst einer ungewöhnlichen Konzentration auf ihr eigenes Wesen dieses über seine Eigenheit hinaus in allgemeine Formen zu erheben imstande waren. Diese allgemeinen Formen, welche das individuale Dasein von seinen zufälligen Bedingtheiten lösen und so zur Aeußerung bringen, daß eine Kenntnis eben jener zufälligen Bedingtheiten nicht mehr nötig ist, um es in seinen verschiedenen Zuständen zu begreifen, sind es, welche unterschiedlos zu allen Menschen sprechen sollen, und Doktor Eckermann ging in jenem Labyrinth irre, als er von den Werken Goethes dachte, sie würden hauptsächlich, und dazu seien sie entstanden, auf junge Dichter und Künstler jeder Art, auf Kritiker und Naturforscher und geistig Strebende vornehmlich der Goetheischen „Richtung" ihren Einfluß haben. Und doch hatte er selbst wenig Atemzüge vorher die Essenz der Bestimmung dichteri-

scher Werke so glänzend formuliert: „für leidenschaftlich Genießende"! Dies ist der Schlüssel und Zauberstab, der das Tor öffnet und den Weg weist jener in unseren Tagen so schwül anmutenden Frage, zu wem eigentlich die Dichter reden, für wen sie sich mühen und ihr Leben in mancher Qual und Pein abwandeln.

Die Frage ist schwül und lautet bang, denn für die neue Zeit trifft die bedenkliche Fixierung des Johann Peter Eckermann zu, daß die Werke der Dichter — was er vom größten Dichter sagt, hat doch für die nicht so „großen" gleiche Geltung — eigentlich nur für Gleichstrebende da seien und für jene, die zu den Richterämtern berufen sind. Tatsächlich haben sich die Meinungen hierüber heutigentags in zwei bitter feindliche Lager gespalten, und bei dem Temperament, das die Parteien jeweils in aktiver oder passiver Polemik verlautbaren, kann es nicht Wunder nehmen, daß auch ernsthafteste Gesinnungen mit der eigenen Neutralität Zweifel und gar Händel bekommen. Die neuere Meinung ist die, daß das Kunstwerk, also auch die Dichtung, in seinem Wesen nur von Leuten des Fachs begriffen und verstanden werden könne, und sie verwirft jene andere Meinung als reaktionär, daß das wahre Kunstwerk Jedem zugänglich sein müsse. Nun sind beide Formulierungen sehr einseitig, denn es hieße den Willen der Kunst fast bis zur Lebensunfähigkeit beschränken, wenn man die Grenzen ihrer eigentlichen Wirkung auf die zusammenzöge, die sie hervorbringen oder wissenschaftlich erforschen, und wiederum ist es falsch, zu behaupten, daß jeder Mensch ein Kunstwerk in seinem Wesen begreifen könne und jedes Kunstwerk jedem Menschen begreiflich sein müsse. Es muß also einen Weg geben, der, ohne zu zünftigem Eigensinn Bogen zu schlagen, mitten in die Gefilde des künstlerischen Erlebens hineinführt. Es ist angebracht, den Ausgangspunkt der Betrachtung, die Worte Goethes, noch einmal zu wiederholen, denn was immer von Goethe

selbst ausgegangen ist, kann mit Fug für das Maß gelten, mit welchem alle dichterischen Lebensleistungen zu messen sind. „Meine Sachen können nicht populär werden", sagte er zu dem jungen Doktor Eckermann, der jedes Wort mit Begierde aufnahm; „wer daran denkt und dafür strebt, befindet sich in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind". Er also, der die Menschen kannte und ihrem Wesen ebenso tief nachgegangen war wie dem Wesen der Kunst, sagte von seinem Werk, über dessen Lebensfülle im Einzelnen wie im Gesamten so recht eigentlich keiner noch hinausgekommen ist, daß es nicht populär werden könne und nur für Einzelne da sei, solche nämlich, die in ihren Bestrebungen bewußt oder unbewußt in seinen Fußtapfen gehen.

Nun ist schon das Wort populär heute ein sehr fatales Wort, denn es setzt im Falle der Wertung eines Kunstwerkes sowohl den herab, der es gemacht hat, wie den, der es liebt. Bekanntlich haben die sogenannten populären Kunstschöpfungen niemals ein langes Leben gehabt, denn nur diejenigen Produkte überdauern ihren Erzeuger, die sich die Liebe der Menschen langsam erobern und deren Lebensstrom nicht an der Oberfläche, sondern im Innern wirkt und so die tiefsten und mächtigsten Kreise zieht. Ferner sind die Begriffe des Einzelnen und der Masse in diesem Zusammenhang nicht zu verwechseln mit den sozialen Fixierungen. Die Masse, von welcher der Sozialismus redet, ist derjenige Gemeinsamkeitskomplex, in dem das Individuum ein infolge seiner wirtschaftlichen Lage recht wenig individuales Leben führt und von welchem bewußt sich abzuwenden als Verrat an der Menschheit gilt, indem der Einzelne als Bewußtseinszirkel geradezu als Feind betrachtet wird. Goethe meinte es anders, bei ihm kommt es auf die Wirkung an,

welche das Werk der Kunst erregt, und er meint, daß seine Kunst nicht eine Massenerregung hervorrufen könne; es ist ihm also um die gesellschaftliche Zahl zu tun und um die Gesetze der ästhetischen Wirkung, nicht um eine ausgesprochene Unterscheidung allgemein geistiger Berufenheiten. Goethes Ansicht von der Wirkung seines, des wahren Kunstwerks nämlich, ist, daß es nicht gemacht sei, in einer großen Hörer- oder Leserschaft sogleich und gemeinsam zu zünden, sondern daß es sich die Herzen der Menschen einzeln erobern müsse, auf langsamen, aber tiefgegründeten Wegen. Er rührt damit an das, was heutigentags mannigfach umstritten ist, an die Intimität der dichterischen Schöpfung wie des künstlerischen Werkes überhaupt; und hier ist wieder der Punkt nahegerückt, wo die Spaltung der Anschauungen von der Absicht des Kunstwerks in den Kreis der Betrachtung fällt.

Die Frage lautet, für wen ist die Dichtung vorhanden? Die neuere Meinung aristokratischen Gehabens antwortet, für den Einzelnen, den, der selber schafft, den, der das Geschaffene auf dem Wege der wissenschaftlichen Forschung erkennt und es zu wägen weiß, und für den überhaupt, der zum Genießen der Kunst besonders prädestiniert ist. Nur sie können urteilen, nur sie wahrhaft künstlerisch empfinden. Die ältere Meinung, mehr demokratischen Gehabens, entgegnet, für Alle und Jeden, sonst ist Kunst keine Kunst, und nur das Urteil des Volkes ist von Belang. Eine skeptische und eine pathetische Meinung stehen sich gegenüber und scheinen nicht geneigt, miteinander Frieden zu machen.

Die Meinung Goethes war, daß nur der Einzelne zu ihm gelangen könne. Aber ist damit vielleicht gesagt, daß nicht Alle zu ihm kommen könnten, ob sie es gleich wollten? Was Goethe formulierte, war die auf Erfahrung ebensowohl wie auf apriorische Gewißheit gegründete Einsicht, daß die Menschen nicht als Gesamtheit den Weg zu ihm finden würden,

sondern jeder auf seinem eigenen Wege; weil nämlich Goethe die höchste Vollendung der Persönlichkeit darstellt, ist das Wesen seiner künstlerischen Lebensformungen, daß sie ebenfalls Persönlichkeiten verlangen, um verstanden zu werden, das heißt eben, ein jeder begreift den Dichter durchaus nach Maßgabe seiner Person, oder, nach einem schönen Worte Schopenhauers, das Kunstwerk ist das Maß, an dem jeder seine eigene Höhe mißt.

Das Lebenswerk eines großen Künstlers ist nicht ein Gegenstand zur allgemeinen Volksbelustigung oder -erbauung, sondern zur Selbstbesinnung des Einzelnen, das heißt, die wahre Kunst, die von der Benutzung rein zeitlich bedingter und nur innerhalb der gerade verlaufenden Gegenwart allgemein interessierender Motive absieht, strahlt ihre innere Lebenskraft nicht gleichmäßig auf alle aus, und das Verhältnis zwischen ihr und den Menschen ist ähnlich dem physikalischen zwischen einem großen Magneten und einem Kreis von Mineralien, denen die entsprechende Kraft in verschiedenen Graden inhäriert. Ueberträgt man dieses Bild wiederum auf das Verhältnis der Dichtkunst zu den Menschen, so läßt sich dieses derart fixieren, daß der Dichter in seinem Werk zwar auf Alle wirkt, aber auf unterschiedlichste Weisen; umgekehrt, daß im Grunde das Kunstwerk für jeden und jeder für das Kunstwerk geeignet ist, nur bestehen hier Grade, die sich nach der gesamtmenschlichen, nicht etwa rein geistigen Anlage des Einzelnen richten, das heißt, es kommt letzten Endes immer darauf an, ob derjenige, welcher mit dem Kunstwerk in Berührung gerät, ein „leidenschaftlich Genießender" ist oder nicht. Man muß aber diese Bezeichnung tiefer nehmen als im bloßen Wortsinn, man muß zu der allgemeinsten Bestimmung durchzudringen suchen, daß ein leidenschaftlich Genießender nur ein solcher heißen kann, der ein Werk der Kunst, gleichgültig, welcher Richtung: wenn es nur Kunst ist! mit allen Sinnen auf-

zunehmen weiß, der sich zu konzentrieren versteht und der Schöpfung des Künstlers gegenübertritt mit der ganzen Fülle seines augenblicklichen Daseins, zwei im besten Sinne menschliche Gegebenheiten, Auge in Auge.

Wer ist nun dieser leidenschaftlich Genießende, wo ist er zu finden, in welchen Schichten des Lebens haust er, was bedeutet ihm die Kunst und was bedeutet er ihr? Hierauf ist zu antworten, daß der leidenschaftlich Genießende überall zu finden ist, wo sich Menschen im Vollbesitz ihrer vitalen Kräfte befinden, in allen Schichten des menschlichen Lebens, sofern in ihnen nur Kulturwerte geschaffen werden, nicht in den oberen allein, und daß die Kunst, sofern sie ihm nahe tritt, anfängt, ihm dasselbe zu bedeuten, was früher den Dogmen der Kirchen anhing, ein Element des Daseins, mit dem zu rechnen ist, und daß das Verständnis für die Kunst dem Menschen dasjenige zu sein scheint, was dem Bogenschützen der Blumenstrauß aus der Hand der Festeskönigin. Der leidenschaftlich Genießende ist überall zu finden, nicht bloß in den Kreisen differenziertester Empfindung, vor allem aber ist er nicht derjenige, dessen Geberde das nervös-mitleidige Lächeln ist, wenn von Schöpfungen gesprochen wird, die ihm nicht „zusagen". Den hat Goethe nicht gemeint, als er vom Einzelnen sprach, den nicht, der zum Kunstwerk den Standpunkt hat wie der Käufer zur Ware, der sich sagt, ich nehme mir nur das, was mir gefällt, denn was mir nicht gefällt, taugt nichts und „man sieht so etwas nicht". Ja, es ist sogar zu sagen, daß die Kunst keinen größeren Feind hat als den Schmecker, den Geschmäckler, den Menschen nämlich, der mit der Kunst spielt so, wie er es mit dem eignen Leben tut, den Dilettanten, der immer Recht hat und im Grunde seiner Seele die Lüge personifiziert, die Unheiligkeit, die Ehrlosigkeit. Als Goethe jene Worte sprach, die heute jeder Kunstgeck mit näselnder Emphase in sein parfümiertes Sacktuch hinein-

hüstelt, gab es diesen detestabelsten aller menschlichen Typen noch nicht in so heuschreckenartiger Verbreitung wie heutzutage, damals rechnete man mit Menschen, die wirklich als „Gebildete" bezeichnet werden konnten und bei denen man ein einigermaßen zuständiges Empfinden in Dingen des Geistes voraussetzen durfte, wo jeder, der auf sich hielt, den Drang danach verspürte, ganz im Stillen und neben seiner beruflichen Tätigkeit her die Interessen „des Schönen" pflegte und auf diesem sehr natürlichen Wege dazu kam, selbst halb und halb das zu sein, was der gute Eckermann künstlerisch und wissenschaftlich Strebende nannte, Menschen, die sich weise auf das beschränkten, was ihnen ihrer Natur nach zukam, und die nicht, wie die Heutigen, sensationslüstern an allen Erscheinungen des menschlichen Geistes herumnaschen, um gemeinsubjektive Bedürfnisse zu befriedigen. Wirklich scheint heutigentags die Pflege des Schönen in die Hände von Existenzen gefallen zu sein, die ihr unbedeutendes und aufschwungloses Leben damit ausfüllen, daß sie Kunstwerke „leidenschaftlich" genießen. Wieweit dieses für die Kunst und für das Leben, aus dem sie erwächst, von irgendeinem Interesse ist, mag wegen völliger Belanglosigkeit unberechnet bleiben.

Es wurde also im Gegensatze zu beiden feindlichen Meinungen gesagt, daß die Dichter sich weder allein an den Einzelnen wenden, der selber schafft oder Geschaffenes wissenschaftlich ergründet, noch von allen und jedem ohne Weiteres begriffen werden können. Zwar werden die jungen Poeten, sofern sie beabsichtigen, ihre Persönlichkeit zu möglichst vollkommener Ausbildung und Auswirkung zu bringen, nicht ablassen, in den großen Meistern ihrer Kunst ihre Vorbilder zu sehen und von ihnen zu lernen, „wie man sich ausdrücke und wie man einen Gegenstand kunstgemäß behandle", aber sie machen doch nur einen kleinen Bruchteil des Auditoriums aus, zu welchem die Dichter reden. Die

reden im Grunde wohl zu allen, aber nicht alle haben Ohren, zu hören, und es gibt nur eine Kunst und sie hat nur ein ursächliches Motiv. Auch kümmert sie sich nicht im Geringsten um Losung und Feldgeschrei, sie wirkt durch die Macht, welche sie von ihrem Ursprung, dem Leben empfängt, und nur auf die Intensität dieser Macht kommt es jeweils an und auf die Stellung, welche die einzelnen Menschen zu ihr nehmen können. Sie wendet sich an alle, die sie verstehen, das heißt an solche, die imstande sind, das Gewicht des eigenen Lebens mit dem des fremden, das im Kunstwerk schlägt, in Vergleich zu setzen und aus diesem Vergleich, bewußt oder unbewußt, neue Werte zu schöpfen. Urteilen, das will sagen: aus den Bedingungen heraus erklären, kann allerdings nur derjenige, der selber schafft oder auf den Wegen der Wissenschaft schreitet. Kritik zu üben ist der nur Genießende weder fähig noch berechtigt und deshalb auch nicht berufen, wenigstens nicht, soweit seine Kritik andere beeinflussen kann. Seine Meinung kann jeder sagen, aber nur als seine Meinung, seinen Eindruck darf jeder wiedergeben, doch nur, wenn er ihn ausdrücklich als seinen ganz persönlichen Eindruck zu erkennen gibt; der öffentliche Kritiker ist bestimmt, objektive Urteile abzugeben, solche, die auf unpersönliche Einsichten gegründet und geeignet sind, den bloß Genießenden zu feinerem Verständnis anzuleiten, das heißt, seine Aeußerung soll nicht sein subjektives Verhältnis zu dem Kunstwerk darstellen, sondern hat anzugeben, welches Ziel dem Künstler im einzelnen Falle vorgeschwebt hat und in welchem Grade er es erreichte. Hierbei gibt es Gesetze, die immerhin schwanken mögen in ihrer Form, dem Wesen der Kunst jedoch in denkbar möglichste Nähe gerückt sind, und das Wissen um diese Gesetze ist nur dem Künstler eigen und dem, der die Physik des künstlerischen Schaffens und des menschlichen Kunstbedürfens mit wissenschaftlichem Ernst zu ergründen sucht. Die Dichter

wenden sich an alle, die fähig sind, sie zu verstehen, die in ihrem Leben eine wenn auch noch so geringe Zeit übrig haben, sich von der eigenen Bedingtheit zu lösen und zu versuchen, für einige Augenblicke einen anderen Lebensrhythmus zu spüren und hieraus neue Einsichten in das eigene Dasein zu gewinnen. Die Dichter wenden sich an alle, die vorurteilslos ihnen begegnen und den unbefangenen Blick der reinlichen Lebenshaltung besitzen. Das Urteilen über ihre Werke gestehen sie denen zu, die über die Bedingungen des Schaffens und des Wirkens in der Kunst das gehörige Wissen haben. Die sind allein berufen, den Menschen zu sagen, was an den Werken ist und welches neue Wert genug hat, den alten angereiht zu werden, und warum es so ist und diesen Wert hat. Und sie sollen es nicht so sagen, daß die Menschen mit offenen Augen staunen über so unbegreifliche Weisheiten, sondern so, daß sie einigermaßen merken, um was es sich handelt. Die Kritiker sollen nicht vergessen, daß man heute in einer Zeit des Lärms lebt, und deshalb sollen sie wenig reden, das Wenige aber laut und mit Deutlichkeit. Den Dichtern wird es schwer genug, vernommen zu werden, und die Kritiker sind dazu da, sie zuerst zu vernehmen und ihnen zu helfen, den Weg zu den Menschen zu finden. Wenn man in die verhärteten und zerrissenen Gesichter der großen Schriftsteller unserer Tage sieht, überläuft einen ein Schauer, aber nicht der unheimlich glückliche, den Herrn Johann Peter Eckermann empfand, als ihm der größte Dichter Deutschlands mitten in seine urhaften Gedanken hinein eine sehr reife Weintraube über den Tisch reichte und sagte: „Hier, mein Guter, essen Sie von diesen Süßigkeiten und seien Sie vergnügt.“ Es ist zweifelhaft, ob Goethe heute so sprechen würde, wenn auch er in die Gesichter derjenigen blickte, die „in ähnlichen Richtungen begriffen“ sind wie er.

Carl Dallago / Verfall der Geschlechter

Das Fortschreiten des Verfalls, das sich heute bereits anmaßend als „Der Fortschritt“ ausgibt, zeitigte in Wiener Blättern die Meldung: „Wien, 5. April, (Männerliga zur Förderung des Frauenstimmrechtes.) . . . Von der Anschauung ausgehend, daß die derzeitigen Besitzer der politischen Rechte — die Männer — die Pflicht haben, in dieser Frage, welche keine politische, sondern eine kulturelle und eine Frage der Gerechtigkeit ist, Stellung zu nehmen und die Frauen in ihren berechtigten Bestrebungen zu unterstützen, beruft der Verein der Fortschrittsfreunde eine Versammlung ein, in welcher die Gründung einer Männerliga zur Förderung des Frauenstimmrechtes in Angriff genommen werden soll.“

In der ersten Aufwallung über das Gehörte, das mir zeigte, was Frauen an Männern angerichtet haben, kam es in mir zu dieser Kundgebung: Wie weit ist Wien von der russischen Grenze? Man möchte nach den Kosaken rufen, um die Frauen zu entmannen, die das Weibsein verlernt haben! — Dann aber fiel mir ein, daß ich bereits die große Sucht unserer Zeit erkannt hatte, die ist: daß die Männer von den Frauen schwanger werden. Und gelassener sagte ich mir: Wahrlich, hier sind Männer von den Frauen schwanger geworden und der Embryo liegt nun einem jeden von ihnen im Kopfe. Auch gut! Die Frauen haben damit ihre Schuldigkeit getan und werden sich nun befreiter fühlen; sie haben sich selber dabei abgetan. Aber die armen Männer! Zu welchem Monstrum mag sich ihr Embryo auswachsen, und wie mögen sie mit ihm niederkommen?

Mit diesen Auslassungen — so glimpflich oder unglimpflich sie sein mögen — habe ich an einer Sache, die eine Hauptschande unserer Zeit ist, die Herkunft gekennzeichnet: ihre Herkunft aus dem Verfall der Geschlechter.

Die Männerliga und die Friedensliga, beide — Lügen: die Männerlüge und die Friedenslüge.

Ach, die Anschauung dieser Männer, daß die Frauenstimmrechtsfrage „keine politische, sondern eine kulturelle und eine Frage der Gerechtigkeit" ist, wie politisch ist sie doch, indem sie ihr trübseliges Auftreten in Kultur und Gerechtigkeit kleidet. Und erst die Pflichten dieser Männer, „die Frauen in ihren berechtigten Bestrebungen zu unterstützen": welche fortschrittliche Ehepflichten!

Aber, ob eine Bestrebung berechtigt ist, entscheidet nicht ein Außenstehendes, das zu derlei Entscheidung völlig unberechtigt ist, sondern die Bestrebung selber, indem sie zu erweisen hat: ob sie als solche notwendig war, ob sie dem, der sich ihr überläßt, wenigstens nützt oder ob sie ihm schadet. Daß den Frauen als solchen (ihrer weiblichen Artung nach) das politische Stimmrecht keine Notwendigkeit ist, wird niemand leugnen können; daß es ihnen nützt, dürften höchstens „Politiker" behaupten; daß es ihnen schadet, ist leicht zu zeigen und damit auch das Faule an der Sache, wenn von „berechtigten Bestrebungen" gesprochen wird. Und wo die Unterstützung dieser Bestrebungen dem Manne zur Pflicht wird, ist der Mann dem Verfall völlig erlegen und trachtet nun auch diesen Verfall am Weibe zu vervollständigen.

Die Frage nach dem politischen Stimmrecht ist eine politische Frage und nicht eine kulturelle und eine Frage der Gerechtigkeit. Erst das Erkennen der Fragwürdigkeit alles Politischen erfordert vom politischen Manne die faule Beschönigung dieser Frage. Und das politische Stimmrecht erschließt nicht die Weibsnatur, sondern begräbt sie eher; am Weibe ist diese Errungenschaft demnach nicht Kultur, sondern Unkultur, und es ist eine Ungerechtigkeit gegen das Weib, an Frauen derartiges unterstützen zu wollen. Wenn der Mann glaubt, mit dem politischen

Stimmrecht die Frau bereichern zu können, tut er seinen ganzen Verfall kund und setzt solchen Verfall bereits bei der Frau voraus. Der noch unverdorbene Begriff Weiblichkeit verträgt sich nicht mit der Zuwendung eines politischen Stimmrechtes. Und tatsächlich ist auch die politisch stimmsüchtige Frau von heute den Begriffen Weib und Weiblichkeit ferne gerückt. Die Rechte des Weibes sind ganz andere, tausendmal überlegenere; ein echtes Weib buhlt auch nicht um ein allgemeines Stimmrecht, sondern setzt ihre natürlichen Herrscherrechte *gegen* den Mann durch, nur auf sich selbst gestützt, ohne Gewalttat. Das allgemeine politische Stimmrecht ist das gemeinste Recht, das ich kenne, und die Bezeichnung „Stimmvieh" für die Uebervielen, die es gehorsamst ausüben, ist nicht unzutreffend. Ja, wenn ein solches Sichzusammentun *ein Volk* ergäbe, aber es repräsentiert zumeist nur Pöbel, wobei die Berechnung das Zusammenschließende ist. (Mein Widerwille gegen das allgemeine poltische Stimmrecht war von jeher da. Einmal nur ging ich zur Wahlurne, halb geschleppt vom Zureden der Kameraden, sehr jung noch, und ich mußte für einen fortschrittlichen Mann stimmen, den ich wenig kannte, dem ich nichts Besonderes zutraute und den ich höchstens als Arbeitskraft und als ehrgeizig ansah. Es war wohl der faulste Tag meines Lebens. Ich glaubte eben nicht an Politik und meiner ganzen Natur waren diese Wahlmanöver ein Widersinniges. Nun habe ich schon lange kein politisches Stimmrecht mehr. Die Gerichtsbarkeit meiner Vaterstadt hat es mir aberkannt; als ich die rohe Form rügte, in der es geschah, wurde ich noch zu 50 Kronen Strafe verurteilt. Die Aberkennung des politischen Stimmrechts machte mich eher froh, wegen der 50 Kronen aber grolle ich heute noch dem Gericht.)

Das allgemeine politische Stimmrecht ist keine Zierde für den besseren Mann, noch weniger für das bessere Weib.

Es setzt eine Gleichwertigkeit Aller voraus, es ignoriert ein Wichtigstes im Dasein: die Ungleichwertigkeit der Menschen und die daraus entspringende Nicht-Gleichheit ihrer Rechte. Mögen sich die politisch Strebenden immerhin mit dem allgemeinen Stimmrecht zufrieden geben, ich treibe nicht Politik und teile mein Stimmrecht mit den Wenigsten. Und möchte verhüten, daß solchem allgemeinen Stimmrecht dort etwas verfalle, wo ich noch verehren möchte. Es wäre am Weibe. Hier ist noch unsagbar viel zu verlieren. Das sehe ich am Gebahren der niedersten Stallmagd des ärmsten Dorfes. Wie anwidernd steht solcher, oft auch nur dürftigster Weiblichkeit der Typ des entweibten Weibes gegenüber: der Typ der Suffragette, die sich das gemeine — das Weib verletzende — allgemeine politische Stimmrecht mit allen Mitteln erzwingen will.

Man könnte den Eifer an sich entschuldigen, den Frauen zeigen im Bestreben um etwas, das ihr Weibstum verunstaltet. Ein jeder Verfall zeitigt derartige Bestrebungen, die ihren Träger herunterbringen. Aber wenn Frauen, um solche Bestrebungen durchzusetzen, zu Mitteln greifen, die an jedem Strolch noch als rohes Vergehen erscheinen, ja die sich oft zu gemeinen Verbrechen auswachsen, so ist das unentschuldbar. Was soll man beispielsweise dazu sagen, wenn als „Ausschreitung der Suffragetten" gemeldet wird: „Zwei Pavillons mit Orchideen im botanischen Garten in Kew sind in der vergangenen Nacht schwer beschädigt worden. Dreißig Glasscheiben wurden eingeschlagen und die kostbaren Orchideen nach allen Richtungen hin verstreut"! — Wenn ein Bettelbub für seine kranke Mutter oder Schwester Blumen aus einem Garten entwendet — ein Tun, seelischen Vorzügen entsprungen — wird er gerichtlich abgestraft. Wenn Gassenjungen öffentliche Anlagen schädigen oder verunreinigen, werden sie, auf der Tat betroffen, gezüchtigt; und sie haben doch das Lausbubenalter als Ent-

schuldigung für sich. Wenn aber erwachsene Frauenzimmer, die als Damen auftreten, alle diese Vergehen in gröblichstem Maße, in provozierendster Weise begehen und oft wiederholen, gehört es in den Augen solcher Frauenzimmer und ihrer Anhängerschaft noch zum Großen und soll als Fortschritt gelten. Und man schreitet fort, vorläufig bis zum gemeinen Brandlegen, was vielleicht etwas ganz Großes sein soll, weil es von Frauen und im Frieden, nicht von Strolchen oder im Kriege verübt wird. Denn Strolch und Krieg gelten ja als verabscheuenswert; die völlig grundlos gewalttätigen Frauen aber paktieren mit den Anhängern der Friedensliga und halten sich für besonders ehrenwert.

Dies macht das Gewalttätige an diesen Frauenzimmern so widerlich; denn sie sind keine Amazonen, geleitet von kriegerischen Instinkten, die ja auch im Weibe Wurzel fassen mögen. Derartige weibliche Kriegernaturen würden nach Taten und nicht nach einem Stimmrecht begehren. Aber die Gewalttaten der Suffragetten leben eigentlich von der Großmut des Gegners, in die sich freilich zuweilen Kleinmut mischen mag, aus Ratlosigkeit darüber, wie solcher Gewalttätigkeit möglichst gewaltlos zu begegnen wäre. Darauf scheinen diese Kampfweiber zu bauen. Es wäre ein Beweis mehr für die Niedrigkeit ihres Tuns. Doch trifft das Gesagte zunächst mehr die Führerinnen; denn wie bei allen gewaltsamen Unternehmungen dieser Art werden Abhängige zu Anhängern gemacht, nur um die Zahl des Aufgebots zu vermehren.

Diese Führerinnen aber scheinen einem Nichtstun entsprossen, mit dem sie nichts anzufangen wußten. Sie waren wohl schon der Unwilligkeit zu sehr verfallen, um es freudvoll zu finden, mit sich geschehen zu lassen. Am Ursprung der Suffragette stand gewiß der große Unwille über sich selber. Dazu gesellte sich äußerer Ueberfluß, der mehr verstopfte als aufschloß, so daß der große Mangel entstand: das

Fehlen aller inneren Notwendigkeiten im Sinne eines Fehlens alles Tunmüssens. Denn dieses bedarf der Willigkeit, um verspürt zu werden. Und ohne Willigkeit vermehrt gesteigertes Wohlleben nur das Nicht-Wohlergehen. Um nun solchen Zustand besser ertragen zu können, erstrebte man vielleicht etwas, das man für ein Wohltun ansah. (Die Wohltätigkeitsbestrebungen, die man an die große Glocke der Oeffentlichkeit hängt, scheinen zumeist derartigem entsprungen.) Und der ärmliche Intellekt der Frau heckte sich als ein solches Bestreben das allgemeine Stimmrecht aus und umgab es mit ehrgeizigen Plänen.

So mag die Herkunft dieses Stimmrechtsbestrebens beschaffen sein. Es ist nicht ein geistiges Streben, als welches es die Frauen ausgeben möchten. Denn die Herkunft der großen Unwilligkeit an den Frauen ist immer in der Geschlechtssphäre zu suchen und als Ursache ein unbefriedigtes Begehren anzunehmen. Wo Geschlechtlichkeit bereits zu Seele oder Geist geworden ist, wie vielleicht in den überaus seltenen großen Schaffenden unter den Frauen, fehlt völlig jene Unwilligkeit, die Frauen zwingt, mit allen Mitteln ein allgemeines Stimmrecht anzustreben, um von sich selber abzulenken. Und hier erhellt sich auch, daß es nicht einmal nur Mittel zum Zweck ist, dieses Gewalttätige in den Mitteln (was immerhin noch eine Spur von Entschuldigung in sich trüge, bei Annahme einer Verblendung, die den Zweck als ein Hohes ansieht), sondern daß auch Böswilliges in den Gewalttäterinnen da sein muß: Eine Art Lustempfinden am Zerstören, wohl jener Unwilligkeit und jenem Unbefriedigtsein entsprungen. Wie spricht doch die gemeldete Verheerung ganzer Blumenstände, die so und so viele Leben darstellen und mit der Frauenstimmrechtsfrage gewiß nichts zu tun haben, für eine krankhafte Zerstörungssucht! Eine Roheit des Gefühls bekundet derlei immer. Und wie sehr hilft es mit, den vermeintlichen geistigen Fortschritt der

Frauen als Unkultur zu kennzeichnen! Daß ungebildete Weiblichkeit auf solche Mittel verfiele, nur um etwas durchzusetzen, ist undenkbar. Aber diese Stimmrechtsweiber machen den Doktor und rechnen sich zu den gebildetsten Ständen. Sie erweisen damit nur: daß Bildung frech macht. Doch Frechheit ist nicht Kultur, somit auch diese Bildung nicht Kultur.

*

Man muß eine Sache rein halten, wenn man sie hoch hält; man hält sie rein nur durch die Reinheit der Mittel. Die Frauenstimmrechtlerinnen halten ihre Sache nicht hoch, sonst müßten sie wählerischer sein in den Mitteln, die diese Sache fördern sollen. Der Sinn dieser Frauen muß vielmehr schon völlig verunstaltet sein, sonst könnte er sich nichts Gedeihliches mehr erhoffen von einer Sache, für die bereits soviel Uebles getan wurde. Verspräche diese Sache an sich auch lauter Segen, die Mittel, die für sie aufgewendet wurden, hätten ihn längst in Fluch wandeln müssen. Aber eine Sache, deren Herkunft ein Verdorbenes ist, verspricht auch keinen Segen mehr. Daß sie mehr und mehr Anklang findet, ist nicht verwunderlich in einer Zeit, die durch und durch gebrechlich geworden ist. Um so eher wird sich ein allgemeines Versagen einstellen und von selber Wandel schaffen. Und das Andenken an die komischen Märtyrerinnen des Frauenstimmrechts, die ihr Martyrium aus der eigenen Gewalttätigkeit und der Großmut des Gegners raffiniert bewerkstelligten, wird bald erloschen sein. Darum möchte man hier nichts aufhalten und den Hyänen des Stimmrechtswahns die Wege frei geben. Die Zulassung der Frauen zu politischen Wahlkämpfen wird schon ihre Folgen zeitigen. Je mehr Wähler, umso tumultreicher und gemeiner werden die Wahlen verlaufen, umso mehr werden sie sich auf Zeit und Oertlichkeit ausdehnen. Ein Wahlkampf ist immer unschön und aufreibend. Und so wird nun ein Unschönes und

Aufreibendes mehr auf die Frauen und auf Zeit und Oertlichkeit übergehen. Wenn früher der Mann aus derartigen Zusammenkünften ermüdet heimkehrte, konnte er sich noch zu Hause am Weibe ausruhen. Nun werden sich Mann und Frau vergebens gegenseitig nach Ruhe umsehen, in Beiden wird der Wahlkampf nachspuken, zuletzt macht er sich noch im Ehebett verspürbar. Und zunächst wird die Frau davon geschädigt sein. Sie wird immer unschöner, je mehr sie Männerarbeit auf sich nimmt. Die natürlichen weiblichen Obliegenheiten werden von ihr immer mißlicher empfunden. Sie hat nun Wichtigeres zu tun: sie hat ein Stimmrecht auszuüben. Und zur Wahlzeit entfaltet sie ihre neue Wichtigkeit, sie wird in die Wahllokale und zur Urne schreiten, herausgerissen aus den monatlichen Umständlichkeiten, aus dem Schwangersein, aus dem Wochenbett, wenn möglich auch aus dem Gebären. Das Stillen der Kinder hat sie sich ohnedies längst abgewöhnt; nun stillt sie den Ruf der Politik. Und die ärgsten politischen Windhunde haben dann vielleicht mehr Aussicht Karriere zu machen. Denn es ist anzunehmen, daß Frauen, die an sich selber den Verfall begünstigen, auch an anderen einem Verdorbenen zum Siege verhelfen. Der Mann, wo er noch Mann ist, wird vielleicht anfangs dem allen geduldig zusehen. Dann wird er sich umsomehr aller Politik enthalten, je mehr er sich als Mann erhält. Und wird die Frau allein zum Wahlkampf lassen und für sich vielleicht bisweilen wünschen, daß sie in der Schlacht bliebe. Und er wird sich an die Amme oder an das Dienstmädchen halten; und wenn auch diese zur Wahl müssen, an die Dirne. Denn vor Wahlweibern versagt seine Sinnenlust. Die Dirne aber wird ihm schöner und weiblicher vorkommen. Er wird ihre Prostitution mehr als bedauernswerte Abnützung ihres Weibstums empfinden und davon niemals so abgestoßen sein wie von jener Prostitution, die der Gemeinheit eines vermeintlichen Fortschritts alles Weibstum dauernd preis-

gibt. Und schon fürchtet er für die Dirne, für ihre Weiblichkeit: auch sie könnte einem allgemeinen Stimmrecht erliegen. Bis dahin aber wird der Verfall der Generationen offenkundiger sein. Und die Unverwüstlichkeit der Natur wird ihn gleichmütig lächelnd umschließen. Der Himmel wird nicht trauriger sein und die Sonne nicht ärmer an Licht. Die Berge werden leuchten wie früher. Die Landschaft wird immer noch da sein und mit wundervoller Zuversicht nach Menschen aussehen. Und die werden kommen und der Landschaft gut werden, und der Mann wird ein Mann und das Weib auch Weib sein. Woher sie kommen — vielleicht aus Nordland, vielleicht noch aus uns heraus, vielleicht aus dem fernsten Osten, dessen Menschenkraft uns verschlossen ist: was kümmert es mich? Rassen- und Nationalitätenhaß hat mich nie bedrückt. Das große Haus der Natur will überall von Menschen bewohnt werden. Besonders in seinen schönen Teilen. Und unser alter Erdteil ist noch immer schön. Darum: ich erhoffe mir Menschen. Meine idyllische Art formt es sich so. Der wahre Idylliker kann nicht anders: er muß ein gründlicher Optimist sein.

Nago, im Mai 1913.

Der Gral / von Fritz Lampl

Der Wald zerbrach, da ward es helle.
Und auf die so geweihte Stelle
Kam Gott mit seiner weißen Schar.

Die Felsen klangen wunderbar.

Und Gott erbaute eine Feste
Und tilgte alle Erdenreste,
Bis er ganz wie im Himmel war,

Und ließ von seinem Angesicht
Den Abglanz in der reinen Schale:
Den Heiland, der beim Abendmahle
Das Brot für seine Brüder bricht.

Sternbegegnung / von Hans Janowitz

Deiner Existenz
Holdes Weltereignis
Hat mich hingerissen,
Da die Milde des Gestirnes
Mich in Deine Nähe führte.

Göttliches Geschenk
Zu empfangen unwert,
Stand ich wie verschüttet,
Und Du zogest goldne Bahnen
An dem Fremden hin, dem Dunkeln.

Ach, Dein Kreißen!
Tönend sprühn drin
Engelschöre, Himmelsblitze,
Und Dein Rollen ungeheuer
Regnet mich mit süßem Gold ein.

Ferne klingen
Die Gesänge
Und die Lichter
Werfen Schatten:
Zeit versinkt im großen Jahr,
Dunkel hüllt den Dunkeln wieder,
Abschied ur-alt harft die Nacht.

Rundfrage über Karl Kraus

Vorwort des Herausgebers

Ein Vorleseabend von Karl Kraus, den unsere Zeitschrift am 29. März in München veranstalt hat, gab einer Münchener Wochenschrift, die — ihre Spekulation auf Massenabsatz mit literarischem und künstlerischem Tand verbrämend — sich treffend „Zeit im Bild" betitelt, die anscheinend erwünschte Gelegenheit, eine pseudonyme Würdigung der Persönlichkeit und des Wirkens des Genannten zu veröffentlichen, die an Niedrigkeit des kritischen Niveaus alles unterbietet, was nach jahrelangem Stillschweigen sich als Reaktion der Notwehr gegen die polemische Bedeutung dieses Schriftstellers zu erheben suchte. Zwar mögen Auslassungen wie die, Kraus habe „in dem nächsten Umkreis seiner Heimatstadt so gut wie keine Wirksamkeit entfaltet", selbst wenn sie begründet wären, im flachen Umkreis journalistischer Verständigung getrost als Beweis für die Geringfügigkeit seiner Leistung bestehen —: zur Anmaßung wird solche Findigkeit erst dort, wo sie ihre Geltung zugleich in den Bereich geistiger Entscheidungen erhoben sehen möchte. Hier wird jeder Versuch, die beispiellose, im Wesen seiner kulturellen Sendung tief beschlossene Ausgesetztheit dieses Publizisten nicht als heroische Bestimmung, sondern als fatale Folge seines Schaffens hinzustellen, zu einer Skrupellosigkeit, die unvermögend, sich ahnungsloser zu geberden als sie ist, nichts anderes bezweckt als das Interesse einer Oeffentlichkeit, der dieses Phänomen noch kaum in innere Sehweite gerückt ist, durch eine falsche Weisung behutsam hinters Licht der eigenen Interessen zu führen. Nun bringt ja allerdings die Bloßstellung solcher Erbärmlichkeit durch den Betroffenen selbst stets auch eine so restlose Erledigung alles dessen mit sich, was dem Einzelfall jeweils sein typisches Gepräge gibt, daß die Zurückhaltung jener, denen der Respekt vor der Wehrhaftigkeit dieses Geistes jede öffentliche Einmischung verbietet, gewiß gerechtfertigt erscheint. Nur frägt es sich, ob jene Angelegenheiten, die scheinbar niemanden als Karl Kraus persönlich angehen, nicht längst die Angelegenheiten aller sind, die an der geistigen Bewegung der Zeit — sei es als Herrschende, sei es

als Dienende — lebendigen Anteil nehmen. Es frägt sich, ob der inferiore Haß, der Karl Kraus zwar keine „eigenen" Gedanken, wohl aber Unterjournalistenrang und eine Wirkung „für die Minute oder Viertelstunde" einräumt, den traurigen Mut, sich „objektiv" zu geberden, nicht eben im Vertrauen auf die Selbstbeherrschung derer aufbringt, die zwar berufen wären, hier Einspruch zu erheben, die aber im Bewußtsein, daß Karl Kraus selber sein bester Anwalt ist, sich bisher nie versucht fühlten, ihn und die geistige Welt, die er verkörpert, gegen Notwehrüberschreitungen jener körperlichen Welt, die er vergeistigt, in Schutz zu nehmen. Was hier ins Gewicht fällt, ist ja nicht so sehr das Tatsächliche an sich, als überhaupt die Möglichkeit der Tatsache, daß eine Erscheinung von der metaphysischen Entrücktheit dieses Satirikers (der den Belanglosen selbstverständlich als ein Abgrund von Belanglosigkeit erscheinen muß) heute noch in die „künstlerische Reichweite" eines Beurteilers geraten darf, von dem sich richtig dann herausstellt, daß ihn Gott und die Welt dazu berufen hat, den erfolgreichsten deutschen Zeitungsunternehmer im Bilde dieser Zeit als Kulturpionier zu verewigen. Das hat natürlich alles seinen tiefen Sinn; nur gilt es nachgerade, diesen Sinn nicht länger zu bemänteln, sondern offen zu enthüllen. Denn so selbstverständlich sich die Isoliertheit Karl Kraus' innerhalb der Welt, die er bekämpft, ausnimmt, so mißverständlich muß der äußere Anschein solcher Isoliertheit innerhalb der Welt, die er verteidigt, sich dem noch unbefangenen Blick so manches Fernerstehenden darbieten, der zwar befähigt wäre, Kraus geistig zu erleben, doch abgestoßen von dem Zerrbild, das ein mißgeborener Abklatsch von einem geborenen Original weithin entwirft, nicht einmal in Versuchung gerät, sich dieses in der Nähe zu besehen.

Es schien uns daher dem Geiste dieser Zeitschrift nicht zu widerstreiten, wenn wir mittels einer Aktion, die sonst, als journalistischer Mißbrauch, mit Recht verpönt hier ihre einzige Berechtigung erweisen mag, uns dafür einsetzten, das Zeugnis Berufener gegen einen Unfug aufzubieten, der seinen stärksten Ausdruck darin finden dürfte, daß der Name eines Schriftstellers, der das deutsche Schrifttum der Gegenwart in entscheidendster Weise bereichert und

beeinflußt hat, in Literaturgeschichten dieser Zeit — die Bleibtreu'sche ausgenommen — nicht einmal erwähnt, geschweige denn geziemend gewürdigt ist. Dieser Entschluß entsprang somit auch einem tieferen Bedürfnis als dem, unserer eigenen, auf Erlebniswerte gegründeten Anschauung über Karl Kraus die billige Folie überflüssiger Zustimmungen zu verschaffen. Was schon daraus hervorgeht, daß wir unsere Rundfrage auch an Solche richteten, deren divergente Ansicht ebenso vorauszusetzen war wie, im Falle der Beantwortung, eine würdige Form ihrer Aeußerung.

Und damit sei das Wort an jene abgetreten, die unserer Einladung gefolgt sind, wobei die Dichterin den Vortritt habe:

Else Lasker-Schüler:

Im Zimmer meiner Mutter hängt an der Wand ein Brief unter Glas im goldenen Rahmen. Oft stand ich als Kind vor den feinen pietätvollen Buchstaben wie vor Hieroglyphen und dachte mir ein Gesicht dazu, eine Hand, die diesen wertvollen Brief wohl geschrieben haben könnte. Darum auch war ich Karl Kraus schon wo begegnet — — in meinen Heimatjahren, beim Betrachten der kostbaren Zeilen unter Glas im goldenen Rahmen. Den Brief hatte ein Bischof geschrieben an meine Mutter, ein Dichter. Blau und mild waren seine Augen, und sanftbewegt seine schmalen Lippen und sein Stirnschatz wohlbewahrt, wie bei Karl Kraus; der trägt frauenhaft das Haar über die Stirn gekämmt. Und immer empfangen seine Augen wie des Priesterdichters Augen gastlich den Träumenden. Immer schenken Karl Kraus' Augen Audienz. Ich sitze so gerne neben ihm, ich denke dann an die Zeit, da ich den Schreiber des Briefes hinter Glas aus seinem goldenen Rahmen beschwor. Heute spricht er mit mir. Ich bewundere die goldgelbe Blume über seinem Herzen, die er mir mit feierlicher Höflichkeit überreicht. Ich glaube, sie war bestimmt für eine blonde Lady; als sie an unseren Tisch trat, begannen seine Lippen zu spielen. Karl Kraus kennt die Frauen, er beschaut durch sie zum Denkvertreib die Welt. Bunte Gläser, ob sie fein getönt oder vom einfachsten Farbenblut sind, behutsam behütend, feiert er die Frau.

Verkündet er auch ihre Schäden dem Leser seiner Aphorismen — wie der wahre Don Juan, der nicht ohne die Frauen leben kann, sie darum haßt — im Grunde aber nur die Eine sucht. Ich begegne Karl Kraus am liebsten unter „kriegsberatenen Männern". Seine dichterische Strategie sind Strophen feinster Abschätzung. Ein gütiger Pater mit Pranken, ein großer Kater, gestiefelte Papstfüße, die den Kuß erwarten. Manchmal nimmt sein Gesicht die Katzenform eines Dalai-Lama an, dann weht plötzlich eine Kühle über den Raum — Allerleifurcht. Die große chinesische Mauer trennt ihn von den Anwesenden. Seine chinesische Mauer, ein historisches Wortgemälde, o plastischer noch, denn alle seine Werke treten hervor, Reliefs in der Haut des Vorgangs. Er bohrt Höhlen in den Samt des Vorhangs, der die Schäden verschleiert schwer. Es ist geschmacklos, einen Papst zu hassen, weil sein Raunen Flüsternde stört, weil sein Wetterleuchten Kerzenflackernden heimleuchtet. Karl Kraus ist ein Papst. Von seiner Gerechtigkeit bekommt der Salon Frost, die Gesellschaft Unlustseuche.

Ich liebe Karl Kraus, ich liebe diese Päpste, die aus dem Zusammenhang getreten sind, auf ihrem Stuhl sitzen, ihre abgestreifte Schar flucht und sucht sie. — Männer und Jünglinge schleichen um seinen Beichtstuhl, und beraten heimlich, wie sie den grandiosen Zynismusschädel zu Zucker reiben können. O, diese Not, heute rot — — morgen tot! Unentwendbar inmitten seiner Werkestadt ragt Karl Kraus, ein lebendiges, überschauendes Denkmal. Er bläst die Lufttürme um und hemmt die Schnelläufer, den Königinnen mit gewinnendem Lächeln den Vortritt lassend. Er kennt die schwarzen und weißen Figuren von früher her von neuem hin. Mit ruhiger Papsthand klappt er das Schachbrett zusammen, mit dem die Welt zugenagelt ist.

Richard Dehmel:

Karl Kraus —
Teufel, komm 'raus!
Gott gab dir 'ne Fackel in die Hand:
steck alle Schweinepriesterkanzeln in Brand!
laß dich verdammen zu heiligem Lohne:
sieh, dir sprießt eine Flammenkrone!

Frank Wedekind:

Karl Kraus, der mutigste Kämpfer Oesterreichs, kämpft als Ethiker unter den Geistern der Welt für sittliche Werte, deren Verwirklichung uns das nächste Jahrhundert bringen kann und die dann sicherlich zu den höchsten Schätzen gezählt werden, die die Menschheit sich abgerungen. Seine außerordentliche Begabung für das Theater ließ Karl Kraus bis jetzt leider fast gänzlich brach liegen. Er wäre der erste, der dem Schauspieler den Weg zu der Darstellungskunst zeigen könnte, die unsere Zeit fordert. Daß er sich dieser großen Aufgabe nicht widmet, liegt einzig an ihm. Die Bühne wartet nur darauf, ihn mit offenen Armen zu bewillkommnen und sich sein überlegenes Verständnis und sein praktisches Können zu nutze zu machen.

Thomas Mann:

Erst jetzt kommt mir Ihr Schreiben zu Händen. Ich muß damit rechnen, daß meine Antwort zu spät kommt, aber ich will es keinesfalls unterlassen, Ihnen meine Meinung zu sagen. Sie geht dahin, daß der Vorleseabend von Karl Kraus, der unter Ihren Auspizien kürzlich in München stattfand, eine dankenswerte, anregende, durchaus merkwürdige Veranstaltung war. Ich habe ihr (gleich Frank Wedekind und meinem Bruder Heinrich) von Anfang bis zu Ende beigewohnt, denn von dem Herausgeber der „Fackel" persönliche Eindrücke zu erhalten war mir interessant und wichtig. Seine geistliche Art, Jean Paul zu lesen, fesselte mich sogleich sehr innerlich. Und die geistreiche Leidenschaft, mit der er, in seinen eigenen so scharf und rein stilisierten Schriften, die großen Grundtatsachen des Lebens, Krieg, Geschlecht, Sprache, Kunst, gegen Schändung und Verschmockung, gegen die Welt der Zeitung, gegen die Zivilisation verteidigt, — auch sie hat etwas Geistliches, etwas Religiöses, und wer den Gegensatz von Geist und Kunst, von Zivilisation und Kultur irgendwann einmal begriffen hat, der wird sich von dem satirischen Pathos dieses Antijournalisten nicht selten sympathisch mitgerissen fühlen. Freilich hat es mit dem Haß und dem Hohn eines solchen Kritikers gegen ihm mißliebige Geister objektiv nicht viel auf sich. Zola und Carlyle sind groß geblieben, obgleich

Nietzsche sie auf die Liste seiner „Unmöglichkeiten" setzte; und ähnlich steht es hier. Allein nicht Tendenzen und Ueberzeugungen sind es ja letzten Endes, die einen Polemiker einem Künstler anziehend machen. Der Künstler will sich immer in einem höheren Sinne belustigen und dabei lernen. Auch die Kunst ist ein Kampf — wenn auch ein tendenzloser — mit der Welt, dem Leben, dem Stoff; sie handhabt immer zugleich Leyer und Bogen, sie besingt nicht nur, sie trifft wie der Pfeil trifft, und so wird einen Polemiker, ja einen Pamphletisten von Genie auch der Lyriker, der Erzähler, der Dramatiker immer mit Nutzen lesen und hören.

Peter Altenberg:

Fluch denen, die naturgemäße Entwicklungen hemmen wollen! Sie finden sich leider „in jeder Branche" des menschlichen Lebens!

Wenn Karl Kraus nicht gerade so angegriffen, mißverstanden und beleidigt würde, als es geschieht, so müßte man fast an der Wahrhaftigkeit seines Wertes zweifeln! Kein Jesus ohne Judas! Der Niedrige, Feige, Böswillige, Heimtückische, Beschränkte gehört zum Dasein des Edlen, Durchgeistigten, Vorausdenkenden, Ueberschauenden, Gütigen!!!

Das in tausend Vorurteilen der heutzutage angeblich befreiten, geistig befreiten, Menschen dahinsiechende, torkelnde, keuchende Leben des Tages, der Stunde und der Jahre benötigt 1000 Karl Kraus, freie, ritterliche, Sprache-beherrschende, un-abhängige Kämpfer mit 1000 „Fackeln"!

Den Einen, den es gibt, auslöschen wollen, ist eine stupide feige Gemeinheit!

Georg Trakl:

Karl Kraus: weißer Hohepriester der Wahrheit,
Kristallne Stimme, in der Gottes eisiger Odem wohnt,
Zürnender Magier,
Dem unter schwarzem Mantel der blaue Panzer des Kriegers klirrt.

Otto Stoessl:

Jeder große Schriftsteller drückt das Gewissen seiner Zeit und Welt aus und bleibt darum notwendig der Feind alles bösen Gewissens, das ihn und sich vor sich selbst verschweigen möchte. Wenn irgend einer, so ist Karl Kraus die Stimme des modernen Gewissens in einer Zeit und Gesellschaft, die dies nicht Wort haben möchte. Das ist seine „Wirksamkeit" im „nächsten" und fernsten „Umkreise seiner Heimatstadt".

Adolf Loos:

Er steht an der Schwelle einer neuen Zeit und weist der Menschheit, die sich von Gott und der Natur weit, weit entfernt hat, den Weg. Den Kopf in den Sternen, die Füße auf der Erde, schreitet er, das Herz in Qual über der Menschheit Jammer. Und ruft. Er fürchtet den Weltuntergang. Aber da er nicht schweigt, so weiß ich, daß er die Hoffnung nicht aufgegeben hat. Und er wird weiter rufen und seine Stimme wird durch die kommenden Jahrhunderte dringen, bis sie gehört wird. Und die Menschheit wird einmal Karl Kraus ihr Leben zu danken haben.

Dr. S. Friedländer:

Zu den wesentlichen Bestandteilen des jüngsten Gerichts dieser Zeiten, das aus jedem ihrer feilen Tage den jüngsten macht, gehört Karl Kraus so notwendig, daß es nur um so unerbittlicher vollzogen wird, je frecher und dummdreister man sich dagegen sträubt. Ob ich nun gleich der Ansicht bin, daß die triftigsten Angriffs- und Verteidigungskräfte von Karl Kraus in ihm selber liegen, benütze ich doch gerne diese dargebotene Gelegenheit, um gegen alle inferiore Kritik offen für ihn einzutreten; wobei ich nur wünsche, meine Stimme hätte Resonanz! — Schließlich ist Karl Kraus umfänglich genug, um jede mögliche Form der verhöhnenden Kritik antizipierend in sich zu beherbergen: darin besteht ja die Gefeitheit, Hieb- und Stichfestigkeit der Geister solches Schlages. Ihren Humor hat niemals die Oeffentlichkeit, aber von aller Oeffentlichkeit haben *sie* den Humor, das soll ihnen genügen. Das echte Antlitz trifft der Pöbel nie,

es verschlägt wenig, daß er Masken über Masken zerreißt.

Peter Baum:

Karl Kraus ist einer jener seltenen Schriftsteller, deren Witz eine ungemein sympathische Menschlichkeit aggressiv zuspitzt. Daß er das Pech hat, gerade an dem elendesten Gerümpel der Holzpapierindustrie fruchtbar zu werden, hat für mich etwas Tragisches. Und wiederum über die Maßen bedeutend erscheint mir der Ernst, wie er dieses kümmerliche Material in eine Perspektive stellt, in der unsere tiefsten, edelsten Probleme sichtbar und lebendig werden.
Ich bewundere ihn.

Carl Dallago:

Mein Aufsatz „Karl Kraus, der Mensch" hat bereits versucht darzutun, was ich für diesen seltenen Menschen empfinde. Es geschah dem ersten Eindruck nach, den sein geschriebenes Wort und sein persönlicher Vortrag auf mich machten. Nun ich seinem Werk und seinem Wesen vertrauter gegenüber stehe, ist dieser Eindruck in allem nur noch gewachsen. Kraus ist einzigartig als Kämpfer in unsrer Zeit, ja er erscheint mir als d e r Kämpfer in unserer Zeit. Seine Geisteskraft und die Tragweite seines Witzes machen ihn sicher zum größten polemischen Schriftsteller der Gegenwart. Ich weiß nicht, ob ich ihn mehr schätze oder mehr liebe; jedenfalls bin ich überaus erfreut darüber, daß er da ist und daß er eine so phänomenale Wehrhaftigkeit des Geistes (die ja in Wahrhaftigkeit wurzelt) entfaltet gegen eine Zeit, vor der einem immer mehr zu grauen beginnt, wenn man zu hören bekommt, was sie sich alles zutraut, und vor der das Grauen zu Ekel wird, wo sie sich „im Bild" ungeschminkt spiegelt. (Mich persönlich überrascht es nicht, daß sich diese Zeit zu solchem Bild gerade in München verdichtete, das den Geist gern in gemütlichster Weise mit dekorativem Philistertum umzubringen sucht.) Und doch möchte man wieder wünschen, daß wie hier im Bild sich ab und zu ein „Bold" oder ein „Blix" zeige, um dem wundervollen Humor Kraus' zunächst als Handhabe zu dienen. Aber das Höchste an diesem ausgezeichneten Schriftsteller scheint mir, daß er

seinen Wert nur aus sich selber nimmt; daß er eher Feinde sucht, nicht Freunde; daß, wo die Vielen sind, er das Wenige wahrnimmt; daß er Gegner und Gegnerschaften um sich aufhäuft und nur sich selber als Gegengewicht anbringt; daß er nicht buhlt und mit dem Erbuhlten sein Gewicht vermehrt, sondern einzig seine Kraft und seinen Wert in die Wagschale legt und legen will; daß er so auch sein Gewicht fühlt und es unbeirrt und unerbittlich der Zeit entgegenhält. Was hat es da zu sagen, wenn Commis, die auf Kundenbedienung dressiert sind, Literaturgeschichte schreiben und Karl Kraus nicht kennen? Solche Literaturgeschichte ist eben nichts weiter als Literatur-Wäsche, die auf das allzu zeitgemäße ungeistige Bedürfnis der Kundschaft zugeschnitten ist.

Arnold Schönberg:

In der Widmung, mit der ich Karl Kraus meine Harmonielehre schickte, sagte ich ungefähr:

„Ich habe von Ihnen vielleicht mehr gelernt, als man lernen darf, wenn man noch selbständig bleiben will . . ."

Damit ist gewiß nicht der Umfang, wohl aber das Niveau der Schätzung festgestellt, die ich für ihn habe.

L. E. Tesar:

Karl Kraus — ich habe geglaubt viele Bogen über ihn schreiben zu können, nun bringe ich, von Ihnen aufgefordert, keine paar Worte heraus. Daß Karl Kraus seit dutzend Jahren viele Menschen innerlich und seelisch beeinflußt, Schriftsteller und Nicht-Schriftsteller, ja daß er geradezu die Denkrichtung der meisten Oesterreicher und wahrscheinlich auch vieler Nichtösterreicher irgendwie geändert, abgelenkt, bestimmt hat — dieses alles wissen seine Anhänger so gut wie seine Gegner. Die Ueberwindung der Presse, des Intellektualismus, des Artistentums — sein Werk oder sein Same. Die Abkehr der Jungen von der ästhetischen Phrase, der greisenhaften Scheu vorm Zugreifen — heute schon seine Ernte. „Tot" zu schweigen vermag ihn keiner, zu „assimilieren" vermag ihn aber auch keiner. Ein ganzer Mensch muß ihn lieben oder hassen, er kann ihn nicht gleich-

gültig in die Welt um sich einregistrieren. Warum — das werden Spätere finden. — Was mich vor allem zu Karl Kraus zwingt? — wohl der Kampf. Der Kampf gegen Gerichtsunwesen, Moral, Bürgertum, Freud'sche Psychologie, Schmockerei in Kunst und Leben, gegen den Sumpf im Hirn und im Blut. Der zähe, unversöhnliche, heiße Kampf, der mir den Atem versetzt, mich aufwühlt, mitreißt. — Dieses Geständnis mag mir den Namen eines Simpels eintragen — sei's drum.

Prof. Dr. Walter Otto:

Sie fragen, was ich von Karl Kraus denke? Ich weiß nicht, ob das Stillschweigen seiner Gegner soviel vermocht hat, daß von denen, die auch heute noch dazu geboren sind, die Stimme des Geistes zu hören, einige ganz ohne Kenntnis seiner Schriften geblieben sind. Für diese bekenne ich gern, in Kraus einen Geist zu verehren, den die Zeit mit Stolz neben große Schatten stellen könnte, wenn sie den Mut haben dürfte, ihn den ihrigen zu nennen. Die Welt der Gespenster aber, die jetzt alles Leben nachäfft, kann ja nicht anders, als sich die Ohren zuhalten, wenn sie von ihm bei ihrem Namen genannt wird; denn hörte sie wirklich, so müßte sie, wie alle Gespenster, verschwinden.

Karl Borromäus Heinrich:

Ich maße mir nicht an, über Karl Kraus eine Meinung zu haben; denn es liegt nicht in meiner Willkür und Befugnis, dort eine Meinung zu fassen, wo ich von einem Erlebnis betroffen bin; vielmehr kann ich in solchem Falle nur versuchen, das Erlebnis selbst irgendwie zum Ausdruck zu bringen, und auch dies erst dann, wenn ich es schon einigermaßen geistig übersehen kann.

Einen solchen Versuch, auszudrücken, wie ich Karl Kraus und sein Werk erlebt habe, enthält meine kleine Schrift „Karl Kraus als Erzieher".

Allerdings erscheint mir das darin Gesagte schon um dessentwillen sehr unzulänglich, weil es nur das Ethos der Erscheinung Karl Kraus (und auch dieses nur im rohesten Umriß) reproduziert. Von dem künstlerischen Gestalter und von dem Sprachkünstler Karl Kraus ist dort ebenso wenig

die Rede wie von der Reinheit seines persönlichen Charakters.

Und nun soll ich gar, was ich dort auf über einem Dutzend Seiten nicht zu erschöpfen vermochte — denn dazu erschiene mir das Volumen eines Buches erforderlich — in wenigen Sätzen ausdrücken! Das versetzt mich in die größte Verlegenheit, schon deshalb, weil einfach meine Fähigkeit zu einer so konzentrierten Wiedergabe nicht ausreicht.

In Betreff Karl Kraus meine ich also gar nichts, aber erlebt und erfahren habe ich, kurz gesagt, dieses: Meine Teilnahme am geistigen Leben der Gegenwart, soweit es ein solches noch gibt, und meine Stellung gegen das ungeistige (intellektuelle) Leben dieser Gegenwart hat sich an der Erscheinung Karl Kraus, wie an einem kategorischen Imperativ, normiert: dergestalt, daß mein angeborener Instinkt für das geistige Leben sich an seinem Werke in der wohltuendsten Weise befestigt und gestärkt hat, um dann, durch sein Werk, über alle Feinde des geistigen Lebens, einmal für immer, orientiert zu werden; so daß ich schließlich begriff, wider Karl Kraus sein zu wollen, hieße, wider den Geist und das geistige Leben sein.

Was nun den künstlerischen Gestalter und Sprachkünstler Karl Kraus anlangt: so gibt es, für mich, auch darüber keine willkürliche Meinung. Es erschiene mir geradezu albern, heute in dieser Beziehung noch eine Meinung vorbringen zu wollen! Es wissen's ja schon längst alle, sie sagen es bloß nicht. Ich aber, der ich es schon immer gesagt habe, ziehe vor, heute, da sich zweifellos Bessere und Größere einfinden werden, die es nunmehr auch sagen wollen und schöner sagen können, zu schweigen. Relata referre non necesse.

Ueberhaupt: wer heute noch „gegen" Karl Kraus ist, der ist schon erkannt. Karl Kraus ist nämlich das Kriterium, an dem man alle Zeitgenossen erkennt; selbst diejenigen, die bisher noch nichts von Karl Kraus gehört haben.

Karl Hauer:

Der Wert von Karl Kraus als Denker und Schriftsteller ist genau so hoch und groß wie die gegen ihn gerichteten „Angriffe" und „Kritiken" niedrig und klein sind.

Robert Scheu:

Ueber Karl Kraus habe ich im Jahre 1909 geschrieben. Er hat seither wieder „Radikal-Neues" geschaffen, welches zu würdigen eine neue Monographie erfordern würde. Ueber die Qualitäten dieses Ungewöhnlichen staune ich nicht weiter. Von jetzt an bin ich nur mehr gespannt, wie weit die Quantität noch ausdehnungsfähig ist und bewundere das Phänomen einer beispiellosen Fruchtbarkeit.

Albert Ehrenstein:

Die Emanationen der stärksten Potenz unter den Wiener Autoren, die Schöpfungen von Karl Kraus, werden heutzutage zwar nicht mehr totgeschwiegen, aber es haftet ihnen nicht jene Plakatgrelle an, die selbst bei den Arbeiten Weiningers zu konstatieren ist, und damit fallen für das träge Normalgehirn die werbenden Reize fort. So haben nur „die wenigen Edlen" die bestimmte Pracht seiner „Sprüche und Widersprüche", den exklusiven Witz und das prophetische Pathos der „Chinesischen Mauer" ihrer Bewunderung zugeführt. Aber selbst von dieser Minorität fiel mancher ab. Als „Heine und die Folgen" erschien, ergab sich unter den abtrünnigen Anhängern eine kleine, lustige Verkehrsstockung. Dieser Schritt ist für Kraus aber nun einmal eine Lebensnotwendigkeit gewesen. Seiner psychischen Konstitution nach mußte er seinen elementaren Vernichtungstrieb auslassen. Der Stil dieses Mannes ist nicht „eigenartig", er ist gar nicht da, es ist die nackte deutsche Sprache, die sich durch Karl Kraus präsentiert. Das Organ der Sprache allein kann alles: von der an sich minder wertigen, nichtsdestoweniger genialen Reproduktion und Parodie saloppen Bombasts bis zu dem für einige Ewigkeiten feststehenden Aphorismus. Und da Karl Kraus, wie ich glaube, das Organ der heutigen deutschen Sprache ist, wäre es meines Erachtens nicht am Platze, seinen letzten Aphorismenband „Pro domo et mundo" irgendwie mit den Leistungen französischer Aphoristen oder den Betrachtungen Lichtenbergs und Nietzsches zu vergleichen. Es scheint mir barbarisch, ein Buch zu analysieren, das keine Kritik verträgt, weil es für mich die Vollkommenheit ist.

Dr. Lanz von Liebenfels:

Karl Kraus' Bedeutung ist eine allgemeine. Wer in ihm nur den phänomenalen Sprachkünstler, den ätzend scharfen Satiriker und den geistvollen Kritiker sieht, wird diesem Genius nicht gerecht. All diese Vorzüge und Eigenschaften sind bei Kraus nur Waffen und Werkzeuge seines Wesens. Sein Wesen aber ist sein großes, tief menschlich fühlendes, jedes fremde Unrecht als einen persönlichen, körperlichen Schmerz empfindendes Herz und seine unbestechliche Rechtlichkeit. In Kraus vereinigt sich ein genialer Intellekt mit einem warmfühlenden Herzen. Er ist der Mann und Märtyrer der publizistischen Ueberzeugungstreue. Diesem Manne verdanken wir es — ich kann mich hierin als völlig objektiver Beurteiler ausgeben, weil mein Wirkungskreis ein wissenschaftlich-religiöser ist und ich in jeder Hinsicht unabhängig bin —: daß die bisher nur auf dem Papier stehende Preßfreiheit, die im Grunde nur eine Banditenfreiheit für literarische Freibeuter, finanzielle und politische Volksbetrüger war, zur Tat geworden ist. Er hat dem die ganze Welt beherrschenden literarischen Journal-Drachen die Zähne ausgeschlagen. Dieser Bestie sind der grandios ulkige „Grubenhund" an die Kehle und die diversen „Erdbeben"-Katastrophen derart in die Glieder gefahren, daß sie heute — Gott sei Dank — gänzlich ungefährlich geworden ist und nur mehr literarischen Kindern oder wissengeschäftlichen Schnorrern imponieren kann. Was Kaisern, Königen, Fürsten, Parlamenten und Regierungen mit ihren ungeheuren Machtmitteln nicht gelungen ist, das hat dieser Mann allein, ohne jegliche Hilfe lediglich durch die Mittel seiner genialen Begabung vollbracht. Er hat die jüngste und stärkste Großmacht, den Tyrannen unseres modernen Tschandalenzeitalters, die Preßkanaille, gestürzt! Diesem Manne kommt nicht lokal wienerische, nicht österreichische, nicht deutsche Bedeutung allein zu, dieser Mann hat den Ariogermanen wieder das Recht der öffentlichen Aussprache zurückgegeben, er hat es uns ermöglicht, daß wir jetzt, wo wir das überwältigende Schauspiel erleben, daß sich über dem seiner Lösung sich nähernden Nationalitäten-Problem riesengroß das Rassen-Problem erhebt und Europa und seiner Kultur der Untergang in der gelben und

schwarzen Flut droht, unsere mahnende und belehrende Stimme erheben können. Er hat uns die Sprache wieder gegeben und die bellende „Journaille" mundtot gemacht. Wer daher Karl Kraus schmäht, der degradiert sich selbst, der tritt von selbst in die Reihen des allerdings noch immer nur zu zahlreichen Heerhaufens wissenschaftlicher und literarischer Korruptionisten, Scharlatane und Marodeure.

Hermann Wagner:

Ich weiß keinen, Schopenhauer etwa ausgenommen, der geistig und sittlich in so tiefgreifender Weise auf mich gewirkt hätte wie Karl Kraus. Ich lernte ihn als junger, arg in der Welt herumgestoßener Mensch kennen, halb erdrückt von der Trostlosigkeit der Aeußerungen einer Zeit, die Karl Kraus nun seit vielen Jahren säubert. Und ich habe ihn vom ersten Augenblick an vom ganzen Herzen geliebt. In ihm waren von allem Anfang an jener maßlose Schmerz und jener fromme Haß, mit denen auch wir später, durch Karl Kraus sehend geworden, diese von der Aufklärung, der Ehrfurchtlosigkeit und Dummheit verseuchte Zeit betrachten, verachten und wieder lieben gelernt haben. Welch ein herrlicher Aufbauer war Karl Kraus! War es uns vor ihm nicht oft, als müßten wir ersticken? Er hat uns wieder frische Luft verschafft. Die Idee, die tot schien, hat in ihm wieder ihren Erwecker gefunden, und wir dürfen hoffen, daß, mit Gottes Hilfe, unsere Nachkommen auf der Welt wieder eine größere Schätzung der sittlichen und geistigen Werte, der Persönlichkeit und des echten Menschentums vorfinden werden.

Wir selbst freilich leben noch mitten im Kampf. In diesem Kampf ist Karl Kraus das Wahrzeichen geworden, unter dem Bündnisse entstehen und Freundschaften sich lösen. Glatt vorbei kommt niemand mehr an ihm. Die Dummen blöken ihn an, die Feilen gehen scheinbar über ihn zur Tagesordnung über, die Halben ducken sich vor ihm. Und alle hassen sie ihn, denn er geht ihnen ans Leben. Alle die aber, die ihn am liebsten aus der Welt schweigen möchten, sind sich der Tatsache bewußt, daß ihre Bemühungen nutzlos sind, und das ist die tiefe Tragik dieser Leute. Daß ihre Seele arm, nichtig und leer ist, wissen sie erst, seitdem

Karl Kraus in sie hineingeleuchtet hat. Das Licht hat sie kopfscheu gemacht, sie schließen die Augen und rennen blind in ihr Verderben.

Hermann Broch:

Vielen Dank für Ihre gütige Einladung, die mir jedoch eine Aufgabe stellt, der ich nicht gewachsen bin. Das Wesentliche meines Fühlens sehe ich bereits in dem Aufsatz K. B. Heinrichs formuliert. — Sich „offen über Kraus aussprechen" verlangt (und mein sonst sehr umständliches Denken scheint hier Recht zu haben) eine Auseinandersetzung mit den schwersten metaphysischen Fragen der Satire, des Humors, der Kunst überhaupt: eine Auseinandersetzung, die schließlich vor der großen Persönlichkeit doch ungenügend bleiben muß; unzulänglich vor dieser vollkommenen Einheit von Wirklichkeit-Unwirklichkeit, die das Wirkliche vorwegnimmt und die Kraft hat, Zeitungswische zu Steinen eines Weltgebäudes und Kunstwerkes erstarren zu lassen. Aber auch unzulänglich vor der Folge solcher Satire, vor jener klaren Ethik und tiefen Anständigkeit, die sich gegen die Phrase wenden muß und schaudernd aufzeigt, wie zwischen den Phrasen eines Vorsitzenden und dem Schmalz eines Verteidigers der Strick vom Galgen baumelt: Erlösung des Menschlichen aus erstarrtem Unwirklichen. — Bei meiner eigenen Unzulänglichkeit wird mir doppelt sichtbar, wie alles Erfassenwollen einer Persönlichkeit bloß Anfassen, Betasten ist und frage mich, ob ein völlig schwachsinniges, ja sogar böswillig schwachsinniges Urteil nicht besser ist als ein günstiges, das Kraus den Lesern der „Z. i. B." näherbringen würde. Ist Schwachsinn nicht besser als Zudringlichkeit? Auch sehe ich es als ein Glück an, wenn Schreiber moderner Literaturgeschichten einen Künstler ungeschoren lassen. Kunst und Religion sind zu einsam und es ist wünschenswert, daß Einbrüche in den Respektsraum, der um alles Große gelegt ist, tunlichst vermieden werden. Es liegt in der Natur des Publikums, daß es weder „unbefangen" sein, noch Distanz halten kann und nichts ist so fürchterlich wie die verständnisinnig gewordene Masse. Ich erinnere mich an das widerwärtige Bild jenes intellektuellen Publikums, das in Wiener

Kraus-Vorlesungen allzu sinnfällig Verständnis mimt und im Grunde, der Oberfläche des Witzes sich hingebend, den äußerlichen Jargon begröhlt. Soll man solches züchten helfen? Jede Enquete ist eine Wendung zum Publikum, ein Kollektivschritt bei einem Publikum, das durch seine Kritiker, seine Zeitungen karakterisiert und zugleich besser bedient ist.

Stefan Zweig:

Ich glaube, daß diejenigen, die Karl Kraus innerlich oder äußerlich aggressiv gegenüberstehen, ihn durch das Wort oder ihr Schweigen stark negieren, noch ein wertvolleres Verhältnis zu ihm haben, als die Menge, die seine Vorlesungen füllt und die Fackel sich von Hand zu Hand reicht, denn wenden sich jene mit ihrem Widerstand wenigstens gegen das Zentrale seiner Persönlichkeit, so ducken diese ihre kleinen ohnmächtigen unproduktiven Giftigkeiten hinter seinen explosiven Haß, Marodeure des Neides auf seinen Schlachtfeldern. Diese Gefolgschaft, die sich gleichsam über ihn hinweg amüsiert, einen Spott, den kaum er, keineswegs aber sie ein Recht hat, an produktiven Persönlichkeiten zu üben, gierig aufnimmt — diese Wirkung seines Wesens ist mir wie nur möglich antipathisch und er an diesem Publikum schuldtragend, weil er sie, statt als Mißverständnis seiner inneren Absicht zu verachten oder als Nebenwirkung geringzuschätzen, immer wieder von neuem sucht und als Beweis gelten läßt, was nur gegen ihn sprechen würde. Jubel in Bielitz, hohe Auflagen, volle Säle sind Argumente eines Otto Ernst, nicht die eines Künstlers, der die wesenhaften und darum im Sichtbaren nicht so peinlich deutlichen Formen des innern Wertes visiert, der vom Ruhm doch den seltensten und kostbarsten will: den einsamen, der im Gegenwärtigen noch keine Stimme hat und nur unterirdisch gährende Gewalt. Mein stärkster positiver Eindruck von Karl Kraus war darum ein bloß relativer: der Vergleich bei einer zufälligen Lektüre des ersten Jahrgangs der „Fackel" mit den Heften von heute, wo freilich nichts an der (mir für Sympathie unzugänglichen) Persönlichkeit geändert ist, wohl aber das Niveau des Angriffs und seine künstlerische Intensität, die ich so sehr schätze, als es meiner Natur

möglich ist, Lebensmanifestationen zu werten, die nicht im letzten einem Enthusiasmus und einer Steigerung der Freude dienen, also nur mit dem Kunstintellekt, nicht aber mit dem Innersten und mir Entscheidenden meines Wesens.

Nachwort des Herausgebers

Die letzte der hier mitgeteilten Zuschriften fordert zu einer kurzen Schlußbetrachtung heraus. Die Tatsache, daß ihr Verfasser sich als der einzige von jenen äußerte, von denen wir eine ernste Bekundung ihrer voraussichtlich gegnerischen Überzeugung erwarten zu dürfen glaubten, verdient unsrerseits gewiß nicht minder Dank und Achtung als die Bereitwilligkeit derjenigen, die trotz vereinzelt geäußerter Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit einer solchen Aktion sich hier zu einer Kundgebung im Sinne unserer Auffassung zusammenfanden. Indes ermächtigt uns gerade das Bewußtsein unserer Erkenntlichkeit nach beiden Seiten zu der Frage, ob ein Autor von der Einsicht Stefan Zweigs ernstlich der Meinung sein kann, daß ein Urteil wie das seine, das Karl Kraus für die Inferiorität einer Gefolgschaft verantwortlich macht, die an dem peripherisch Mißverständlichen seiner Erscheinung klebt, im Gegensatz hiezu das Zentrale seines Wesens berührt? Weiß er nicht oder will er des nicht acht haben, daß Karl Kraus diese Gefolgschaft noch immer in den Mob einbezogen hat, den er bekämpft, daß er höchstens registrierend, nie aber — es wäre auch zu anspruchslos —: um seine Ruhmesmöglichkeiten zu visieren von derlei Außenwirkungen Notiz nimmt, und daß er in der Abschüttelung solcher Gefolgschaft bei weitem rigoroser ist als die Gesamtheit derer, die ihn — soweit sie es nicht vorziehen, sich ihrerseits über ihn hinweg zu amüsieren — durch das Wort oder ihr Schweigen angeblich „stark" negieren? Es wäre hier zu fragen: Haben diejenigen, die Karl Kraus durch ihr Wort freimütig bejahen (mag es mitunter auch auf mißgeschickte Art geschehen) nicht ein reineres Verhältnis und auf jeden Fall (auch Kraus gegenüber) einen schwereren Stand als diejenigen, die sich weise darauf beschränken, ihn durch Schweigen zu verneinen oder, sagen wir rundweg: ihn vorläufig — solange nämlich weniger sein Ewiges als sein Zeitliches sie beunruhigt — ganz einfach in Schwebe

zu lassen! Im Allgemeinen: Ist es erlaubt, die Bedeutung eines Künstlers (und welchem Künstler von Bedeutung bliebe diese notwendigste Erfahrung erspart!) dem Niveau des Unverständnisses anzugleichen, das sich in Lob und Tadel an ihm vergreift, oder sollte es nicht vielmehr Pflicht sein, ihn nach den Kundgebungen der Wenigen zu beurteilen, die dem Verdacht gedankenlosen Mitläufertums entrückt sich in geistiger Ergriffenheit offen zu ihm bekennen? Wir zweifeln keinen Augenblick, daß diese Aeußerung Zweigs durchaus seinem persönlichen Empfinden entspricht; aber ist sie deshalb etwa gegen den Beifall eines Mißverständnisses gefeit, das zwar weit davon entfernt ist, den Herausgeber der Fackel zu beehren, immer aber nah daran, seinen Gegner nach Verdienst zu ehren. Denn dieser Pöbel, der in Karl Kraus mit Recht den Erzfeind sieht, ist im Gegensatz zu jenem unbeträchtlichen, der sich an Karl Kraus zu Unrecht delektiert, der herrschende; er hat die Macht in Händen. Auch die Macht zu jenem Ruhm, der nur im Gegenwärtigen seine Stimme hat, und nicht das redlichste Gewissen der Welt wird Stefan Zweig in diesem Falle — dies möge er bedenken! — vor dem Fluch einer Verständnisinnigkeit bewahren, die es — mag sie sonst nichts vermögen — doch immer in der Hand hat, solchen Fluch in Segen zu verwandeln.

SOEBEN IST ERSCHIENEN:

LUDWIG ERDE

Jesse Wittich

Roman

AXEL JUNCKER VERLAG / BERLIN

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.